Neue

Novellen und Erzählungen

von

Georg Lotz.

Dritter Band.

Ignez von Toledo.

Der Fremde auf Corsica.

Hamburg.
G. W. Niemeyer.
1844.

Ignez von Toledo.

Historische Novelle.

I.

Der Student und der Vinaterio. *)

Wenn jemals ein Scepter in weibliche Hand gerieth, so war es das des Enkels Ludwigs XIV., des Herzog von Anjou, der unter dem Namen Philipp V. den Thron Spaniens erhielt. In jener Epoche, nämlich im Jahre 1700, als das Haupt dieses Prinzen mit der Königskrone geschmückt wurde, ließen seine schönen Anlagen viel von ihm erwarten: er besaß alles Erforderliche, wenn auch gerade nicht um ein großer König zu sein, doch wenigstens um einen Thron anständig zu behaupten. Die Hoffnungen derjenigen aber, denen er seine Erhebung verdankte, währten nicht lange. Ein Jahr darauf ungefähr langte eine für alle Zeiten berühmte Frau, die Prinzessin von Ursino, Herzogin von Bracciano, von Rom, wo sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, in Madrid an, um dort das wichtige Amt einer Ehrendame bei der jungen Prinzessin von Savoyen zu bekleiden, welche sich mit Philipp V. vermählt hatte.

*) Weinhändler.

Die Herzogin von Ursino war ein in jeder Rücksicht verführerisches Weib; sie war geistreich und besaß viel Ehrgeiz und Energie. Der König und die Königin waren beide zu jung, sie waren nur sechzehn und siebzehn Jahre alt, um denjenigen zu mißtrauen, die sich ihnen näherten. Die Herzogin wußte das und benutzte es auf sehr geschickte Weise. Ihr Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens währte vierzehn Jahre lang, ohne daß irgend etwas denselben auch nur im Geringsten erschüttert hätte. Nach Verlauf dieser Zeit aber glaubte man, dieser ihr Einfluß sey gewissermaßen eingeschlummert; da aber richtete sie sich noch kräftiger auf als je zuvor. Die junge Königin starb; der König, dem diese schmerzliche Begebenheit das Escurial verhaßt gemacht hatte, hatte sich in den prachtvollen Palast des reichen Herzogs von Medina Celi zurückgezogen, der ihm denselben mit aller Ehrfurcht angeboten hatte. Dort war es, wo die Favoritin ihre ganze Macht entfaltete und diejenigen erzittern machte, die ihren Sturz vorhergesagt hatten. Da sie einzig und allein die Zurückgezogenheit des Monarchen theilte, wußte sie so geschickt sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln, daß sie, wie man versichert, daran dachte, obgleich sie vierzig Jahre älter war als er, den Platz neben ihm auf dem Throne einzunehmen.

Die kühne Frau aber hatte allzu sehr auf ihre Macht gerechnet. Geblendet von dem Glücke der Frau

von Maintenon, das sie auch für sich zu erstreben hoffte, beobachtete sie in ihrer Handlungsweise so wenig Vorsicht, daß der König den festen Entschluß faßte, dies Joch von sich abzuschütteln.

Als die Herzogin nun mit Schrecken gewahrte, daß sie ihren stolzen Träumen entsagen müsse, veränderte sie plötzlich ihre ganze Tactik. Ein Mittel blieb ihr noch, um wieder in die königliche Gunst zu gelangen, dies bestand darin, sich ihren Feinden zum Opfer zu bringen und Philipp V. mit einer Prinzessin zu vermählen, die stark genug war, seinen beweglichen Geist zu lenken, und wiederum auch schwach genug, sich selbst leiten zu lassen. Die Favoritin machte in dieser Rücksicht ihre Eröffnungen dem Gesandten von Parma, der ihr Vertrauen besaß.

Alberoni, einer der geschicktesten und ausgezeichnetsten Höflinge seiner Zeit, begriff, welchen Nutzen er nicht für die Herzogin, sondern für sich selbst, aus einer solchen Verhandlung ziehen könne. Er schlug, was auch angenommen wurde, die Hand der Prinzessin Elisabeth Farnese, der einzigen Tochter seines Souverains, vor. In weniger als einem Monate wurde die Grundlage dieser Verbindung festgestellt, und Alberoni machte sich auf den Weg, um die junge Prinzessin nach Spanien zu führen, deren Vermählung von dem Cardinal Haz=

zadini und dem Cardinal Aquaviva; dem Repräsentanten Philipps V., abgeschlossen worden war.

Am 6. September 1715 schiffte sich die junge Königin in Genua ein, durchzog den Süden Frankreichs, begleitet von dem Marquis de los Balbazes, von der Prinzessin von Plombino, einer ergebenen Freundin der Herzogin von Ursino, und von Alberoni. Am 18. November langte sie in Bayonne an, wo sie wegen Unwohlseins einige Zeit lang zurückgehalten wurde; am 10. December kam sie durch Navarra, und am 23. zog sie in Xadaraque ein, bis wohin der König ihr entgegen kommen sollte.

Von dem folgenden Tage an beginnt die interessante Begebenheit, welche wir dem geschätzten Leser jetzt erzählen wollen.

An dem eben bemerkten Tage, an einem hellen kalten Wintermorgen, wanderte ein junger Mann, von sehr bescheidenem Aeußeren, zu Fuße auf der Landstraße, die von Guadalaxara nach Xadaraque führte. Er trug den unscheinbaren abgetragenen Anzug eines spanischen Studenten. Von Zeit zu Zeit hemmte er seine Schritte, um seine Zopates, oder Schuhe von weißem Leder, die

ein langer Gebrauch ungemein abgenutzt hatte, wieder aufzuziehen, und oft drückte er die blaue Mütze fester auf die vollen Locken. Damals war jene Landstraße weder grade, noch breit, noch gepflastert. Der Regen hatte sie fast eben so sehr wie die Hand der Menschen in die Felsen der Sierra Ayllon gebahnt. Kaum konnten die Wagen weiter gelangen, und selbst der Fußgänger hatte viel zu thun, um auf derselben fortzukommen.

Als nun der junge Wanderer eine Stelle erreichte, wo der Weg rechts und links abführte, weshalb sie ohne Zweifel dell Crusado genannt wurde, ward er plötzlich durch den ausgestoßenen Ruf: „Ein Almosen, um Gottes willen!" aufgehalten. Es war ein Bettler, der niedergeknieet auf einem Felsblock das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nahm. —

Da der Student nicht glaubte, daß diese Bitte an ihn, den so ärmlich gekleideten Wandersmann, gerichtet seyn konnte, wollte er ruhig seinen Weg fortsetzen, plötzlich aber schrak er zusammen, denn als sein Blick auf den Bettler fiel, sah er die Mündung eines Pistols auf sich gerichtet.

Vor ungefähr hundert Jahren waren in Spanien die Benennungen Bettler und Bandit fast gleichbedeutend, was man nicht dnrch Flehen erlangen konnte verschaffte man sich durch Gewalt. Unser junge Wanderer kannte diesen Gebrauch, und da er sich nicht durch Wei=

gerung den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Folgen aussetzen wollte, fuhr er mit stummer Resignation in seine Tasche, die leider nur wenig gefüllt war.

„Was macht Ihr denn da, Caballero?“ rief plötzlich die rauhe Stimme eines Dritten, der so eben hinzugetreten war.

„Das seht Ihr ja, ich gehorche,“ sprach schüchtern der arme Student, indem er auf das Pistol deutete.

Der Neuangelangte war ein Mann von 45 bis 50 Jahren, von hohem kräftigen Wuchs, mit einem feurigen Auge, braunem Colorit und schwarzem Haar. Sein Anzug bestand aus einem gelbfarbigen Rocke, rohen grauen Camaschen und einem breitem Hut, Sombrero geheißen. Ein einziger rascher Blick von weitem überzeugte ihn, wovon die Rede sey, mit einem großen Sprunge stand er dicht vor dem Bettler, entriß ihm das Pistol und hob drohend seinen Stock. „Elender,“ rief er, „schämst Du Dich nicht, Dein schändliches Gewerbe auf diese Weise zu treiben? Wenn Du Dich an einen Hidalgo wendest, immerhin; ein Hidalgo ist reich und kann zahlen. Daß Du aber Geld erpressen willst von einem jungen Mann, der dem Anscheine nach kaum die Haut auf den Knochen hat, das ist eine Nichtswürdigkeit!“ Der Bettler wollte sich aufrichten. „Rühre Dich nicht, wenn Dir Dein Leben lieb ist,“ fuhr der Fremde fort, „ich zerschmettere Dir sonst das Gehirn.“ Bei diesen Worten

erhob er das Pistol, schoß es in die Luft ab und warf es alsdann dem Bettler wieder zu. „Denke an meine Worte, Diego," rief er dabei, „treffe ich Dich wieder auf diese Weise, sollst Du es bezahlen, Du weißt, ich bin ein Mann von Wort. Was aber Euch betrifft, junger Mann," sprach er, sich zu dem wendend dem er die Börse ja vielleicht das Leben gerettet hatte, „so rathe ich Euch, Euch nicht wieder auf diese Landstraße zu wagen, besser Ihr schlagt Seitenwege ein. Aber darf ich fragen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe zu reden?"

„Alsogleich. Vor allen aber danke ich Euch für den wichtigen Dienst, den Ihr mir so eben geleistet," erwiderte der Student, der sich nach grade wieder von seinem Schrecken erholt hatte. „Ich nenne mich Feliciano."

Ein schöner Name das, ich gratulire, er wird Euch Glück bringen.

„Ich danke für die Prophezeihung! Ich bin geneigt daran zu glauben, nachdem was mir bereits begegnet ist."

„Ich wollte, mein Name wäre eben so glückverheißend," sprach der Fremdr, „ich heiße Domingo. Ihr seyd — —"

„Ein armer Student aus Salamanka."

„Ich bin ein Weinhändler, der so eben aus der

schönsten Stadt Spaniens, aus Sevilla, kommt. Ihr kennt doch das Sprichwort: Wer Sevilla nicht geschauet hat, hat das größte Wunder nicht gesehen. Aber mir scheints, daß wir dieselbe Straße ziehen, da können wir ja zusammen wandern, wenn es Euch gefällt."

„Mit tausend Freuden, Sennor," versetzte der Student, „ich werde das Vergnügen haben, mit Euch zu plaudern und kann unangefochten weiter schreiten, denn unter dem Schutze Eures Stockes weiß ich meine Paar Maravedis in Sicherheit."

Unsre beiden Wanderer traten ihre Reise an und kämpften gegen den Wind an, der durch die engen Hohlwege der Sierra pfiff. Nach ungefähr zehn Minuten hatten sie den Felspfad hinter sich. Nun zeigte sich ihren Blicken eine Venta, wo sie einkehrten und wohl eine Virtelstunde lang rasteten. Sie leerten einen Krug Alikante, den der Weinhändler bezahlte. Sie waren jetzt schon so vertraut mit einander, als ob sie sich bereits seit zehn Jahren gekannt hätten. Nichts befördert die Freundschaft leichter als der Wein, die Galanterie und der Schnupftaback.

„Nehmt es mir nicht übel," begann der Weinhändler, als sie den Weg wieder angetreten hatten, „was habt Ihr denn eigentlich in Xadarague zu suchen? Um Euch in der Offenherzigkeit mit einem guten Beispiele voranzugehen, will ich Euch sagen, daß ich mich dorthin

begebe, um dem Auftrage der Signora Carmina, meiner erhabenen Gemahlin, Folge zu leisten. Die Sennora Carmina hält in Madrid eine berühmte Fonda (Schenke). Sie beherbergt in der Hauptstadt die Herren, welche keinen festen Wohnsitz haben; da meint sie, es wäre zweckmäßig, den jungen Herren aus Parma, welche die neue Königin begleiten, ein passendes Unterkommen nachzuweisen, und da hat sie mich abgeschickt, um denselben ihre und meine Dienste anzubieten. Jetzt ist die Reihe an Euch, Sennor!"

„Ich," antwortete Feliciano gedehnt, „ich begebe mich nach Xaradaga — aus Neugier — um den Zug mit anzuschauen." —

Erstaunt über die Antwort des armen jungen Studenten, betrachtete der Weinhändler ihn von der Seite und fragte ein wenig spöttisch: „Das ist der einzige Beweggrund, der Euch bei einem solchen Wetter Madrid verlassen ließ?"

„Euch die vollständige Wahrheit einzugestehen," sprach der Student zögernd, „ich habe noch eine andere Ursache, aber das kann Euch ja nicht interessiren."

„Wer weiß? sprecht nur frei heraus.

„Wohlan, ich begebe mich dorthin, um mit Sr. Excellenz dem Gesandten des Herzogs von Parma zu reden."

„Mit Alberoni? Mit dem vornehmen Herrn?"

„Mit ihm selbst.“

„Ohne allzu neugierig zu seyn, was wollt Ihr denn von dem?“ —

„Ich will ihm sagen, daß ich ein Italiener und folglich sein Landsmann bin, und daß ich hoffe, er wird mir als ein solcher forthelfen und nützlich werden.“

„Worin?“

„Worin es ihm beliebt. Wißt Ihr noch nicht, daß der König ihn ungemein schätzt und ihm verheißen hat, er solle sein erster Minister werden.“

„Ei, zum Henker, wenn Ihr noch an die Versprechungen der Könige und an die Menschenfreundlichkeit der Minister glaubt, dann habe ich nichts weiter zu sagen. Auf jeden Fall rathe ich Euch, junger Freund, auch noch an etwas anderes zu glauben, und namentlich daran, daß der gnädige Herr von Alberoni Euch gar nicht einmal anhören werde.“

„Und weshalb denn nicht? Wenn es Euch beliebt?“

„Weshalb nicht? Weil kleine Leute, wie wir, zu so hohen Personagen keinen Zutritt erhalten.“

„Kleine Leute? sagt Ihr? Ihr wißt also nicht, daß sein Vater ein Gärtner war und daß er selbst zu Firenzuola, seinem Geburtsorte, die Glocken geläutet und später bei dem Herzoge von Vendome gekocht hat?“

„Das ist alles bekannt, aber was beweis't das?“

„Daß, wenn man so niedrig stand und so hoch ge-

stiegen ist, man leicht auch demjenigen helfen kann, der auch empor zu kommen wünscht."

„Was glaubt Ihr, junger Mann, derlei Leute benutzen ihren Einfluß nur zu ihrem eigenen Vortheil. Seht, ich will Euch aber ein Beispiel aufstellen, das Euch besser als alles überzeugen wird, was ich Euch in dieser Hinsicht sagen könnte. Ich hatte einen Freund, der Vinaterio werden wollte. Da er keine Dublonen besaß, so lieh ich ihm das erforderliche Geld. Ich unterstützte ihn, wo ich konnte, es ging ihm gut und zum Dank dafür hat er mir meine Kunden weggenommen, so daß Meister Benito jetzt stolz an mir vorüberschreitet, und mich nicht einmal zu kennen scheint.

„Aber," sprach der Student, „ich befinde mich nicht in einem ähnlichen Falle. Ich will dem Herrn von Alberoni nicht seine Kunden abspenstig machen. Er braucht nicht zu fürchten, daß ich seinen Credit schwäche und ihn von seinem Platze verdränge. Ich bin dazu zu klein, er steht zu hoch!"

„Bah, bah, man weiß nicht, was sich ereignen kann. Uebrigens, was ich so eben sprach, soll Euch nicht entmuthigen, wir plauderten ja nur zusammen. Ich weiß wohl, daß die Excellenz sich nicht vor Euch zu fürchten hat, doch vor mehreren Andern — —

„Und was hätte er zu fürchten?"

„Der Neid verfolgt stets das Glück, und das

Glück des Herrn von Alberoni ist so schnell empor geschossen, daß es ihm viele Neider zugezogen hat. Man spricht bereits von einer Verschwörung, von geheimen Anschlägen, welche zur Absicht haben sollen, das Idol zu stürzen, noch bevor es auf seinem Piedestal festen Fuß faßte. Ihr könnt daher leicht denken, daß Sr. Excellenz auf seiner Hut seyn wird."

Ein kurzes Schweigen folgte. „Bei allen Heiligen." fuhr der Weinhändler fort. „Ihr schauet so finster drein wie ein Nachtwächter. Sollte mein Gespräch Euch mißfallen, oder hätte ich Euch vielleicht enttäuscht."

„Ich gestehe Euch offenherzig," antwortete der Student mit einem Seufzer," „ich habe so bei mir gedacht, daß jetzt nach Beendigung des wichtigen Geschäfts, womit ihn das Vetrauen des Königs beehrte, jetzt, wo er zum ersten Minister ernannt werden wird, es grade der rechte Zeitpunkt sey, mich an ihn zu wenden. Ich bin, wie schon gesagt, sein Landsmann, ich werde zu ihm von seinem Vater reden, den der meinige gekannt hat, als derselbe noch Kohl pflanzte, das wird ihn freuen und ohne Zweifel wird er mir gleich die Hand reichen. Wenn ich nun Euren Worten glauben soll, muß ich jetzt dieser Hoffnung entsagen, aber ich werde mich ganz philosophisch darin finden. Ich will fürder nur an sie denken, kann ich nur sie in dem Zuge erschauen, bin ich wenigstens nicht 17 Stunden umsonst gewandert.

Ihr Anblick wird mich trösten, mich ermuthigen." — Feliciano hatte diese letzten Worte mit unterdrückter Stimme ausgesprochen.

„Das muß man gestehen," rief sein Reisegefährte, indem er den Rest seiner Cigarre zur Erde warf. „Ihr seid sehr zurückhaltend, da beklage ich von ganzem Herzen Euer trauriges Schicksal uud Ihr zeigt mir nicht die Lichtseite Eures Lebens. Wißt Ihr, daß das nicht schön von Euch ist? Hättet Ihr mir gleich-gesagt, daß Ihr eine Gewisse zu schauen hofftet, hätte ich mich nicht Eurer Absicht so kräftig widersetzt. Die Liebe tröstet über alles. Ich weiß das, ich hätte vor 25 Jahren allen Gefahren getrotzt, als Sennora Carmina, die jetzt ihre anderthalb Centner wiegen mag, leicht wie eine Nymphe war. Die Zeiten haben sich verändert, ihre Reize auch! Aber von ihr ist jetzt nicht die Rede. Eure Prinzessin ist ohne Zweifel jnng und schön?"

„Schön wie ein Engel und höchstens 16 Jahre alt!" —

„Und vielleicht auch reich dazu?"

„Oh, sie hat Milionen!"

„Sie heißt?"

„Donna Ignez von Toledo!"

„Bei der heiligen Jungfrau, Ihr habt einen guten Geschmack!"

„Wie, Ihr kennt sie!"

„Ei wer kennt nicht die reizende Mündel der Herzogin von Ursino, das wird die schönste Hofdame der Königin werden, denn zu einer solchen, heißt es, wird man sie ernennen. Weiß sie denn, daß Ihr um ihretwillen den fahrenden Ritter spielt?" —

„Nein! — Aber sie hat erfahren, daß ich sie liebe. Doch Ihr kennt das Sprichwort: „Aus den Augen aus dem Sinn!" seit einem Jahre habe ich sie nicht gesehen!"

„Liebte sie Euch denn damals?"

„Ich glaube ja, obgleich ich niemals mit ihr gesprochen," erwiederte Feliciano naiv.

„Und jetzt wollt Ihr sie gern wieder sehen?"

„Ach, ich würde sehr glücklich seyn!"

„Daran zweifle ich. Habt Ihr einige Gewalt über Euch selbst?"

„Das denke ich."

„Hm, Hm," bemerkte der Weinhändler, zweifelnd den Kopf schüttelnd, „Wenn Donna Ignez Euch aber nicht wieder kennen sollte, wollt Ihr sie dann vergessen wie sie Euch vergessen hat?"

„Das verspreche ich Euch."

„Wolan, so kommt mit mir," sprach Domingo, indem er den Arm seines Gefährten erfaßte. „Ich will sie Euch zeigen: wir sind so eben bei dem Thore von Xadaraga angelangt, und ich kenne die gute Stelle."

Ein seltsames Geräusch, dem Rauschen des Meeres vergleichbar, drang in ihr Ohr, als sie in die sonst so ruhige Stadt eintraten. Es war ein gemischter Lärm, in welchem man indeß Glockengeläut und Rasseln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten, das Menschengewoge und vor allem den Donner der Kanonen unterschied. Zwanzigtausend Castilianer waren von allen Seiten herbeigeeilt, um die junge Königin zu schauen, deren große Schönheit man gerühmt hatte.

Gegen Mittag erhob sich der allgemeine Jubelruf: „Da kommt die Königin! Hoch, hoch lebe die Königin!“ Man gewahrte jetzt am andern Ende der Hauptstraße ein Bataillon Hellebardierer von der königlichen Garde, deren Waffen blendend in der Sonne glänzten. Der Weinhändler hatte Feliciano zu einem seiner Verwandten geführt, dessen Haus sich in einer der Straßen befand, durch welche sich der Zug hinbewegen mußte. Er zog den Studenten auf den Balkon hinaus und flüsterte ihm zu: „Wir sind zur rechten Zeit angelangt, bald werdet Ihr sie schauen; Ihr müßt sie mir zeigen, denn ich bin begierig, mich mit meinen eigenen Augen von Eurem guten Geschmacke zu überzeugen.“

Der hauptsächtlich aus reichen Equipagen bestehende Zug kam langsam näher. Feliciano blickte forschend in alle Kutschen, plötzlich aber erblaßte er, er fuhr mit der Hand auf sein Herz, um das heftige Pochen desselben

zu hemmen und sprach mit vor Freude zitternder Stimme: „Da ist sie! Sie ist es, Domingo, seht, seht, sie blickt hieher. — sie hat mich erkannt! Schauet selbst, Donna Ignez! Donna Ignez!" — Er konnte nichts weiter hervorbringen, seine Gefühle hatten ihn überwältigt.

In demselben Augenblicke fand an einem der Thore der Stadt eine seltsame Scene statt. Dort war so eben der Zug angelangt. Die Herzogin von Ursino, zur Camerera mayor ernannt, erwartete dort die junge Monarchin. Als sie die Equipage derselben gewahrte, verließ sie sogleich ihren eigenen Wagen und näherte sich in Gallatracht ihrer neuen Gebieterin. Elisabeth aber empfing sie eiskalt. Die Herzogin, welche, nach dem was ihr Alberoni berichtet hatte, die junge Monarchin für schüchtern und nicht gut erzogen hielt, achtete anfangs wenig darauf, so sehr war sie mit sich selbst beschäftigt. Eine Sache nahm nur ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: dies war ein einfacher warmer Pelz den Elisabeth trug, statt daß sie bei einer so feierlichen Gelegenheit sich in Gallatracht hätte zeigen müssen. Sie glaubte ihr in dieser Rücksicht eine kleine Lehre geben zu müssen und sprach daher mit lauter Stimme: „Ew. Majestät werden mir erlauben, Höchstdenselben zu bemerken, daß die Gebräuche Spaniens verlangen, daß die Königin sich dem Volke in einer Ihrem hohen Range angemessenen Tracht und in einem unbedeckten Wagen zeige."

Diese Bemerkung aber ward sehr übel aufgenommen. Verletzt, die Herzogin so glänzend geputzt zu sehen und sie in einem belehrenden Tone sprechen zu hören, begnügte sich die Monarchin, damit, verächtlich die Achseln zu zucken. Die Herzogin von Ursino, bestürzt und gedemüthigt, wollte noch einen zweiten Versuch wagen. Die Gelegenheit dazu fand sich alsogleich. Die Königin hatte mit vieler Huld den Herzog von St. Aignon und die Herzogin von Robec eingeladen, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, und hatte mit unverkennbarer Absicht die Camerera mayor dazu nicht aufgefordert.

Wüthend über die Beleidigung, die um so kränkender war, da sie öffentlich zugefügt wurde, fragte die Herzogin von Ursino in einem schneidenden Tone: „Wollen Ew. Majestät die Etikette so wenig beachten und vergessen, daß grade mir, der Camerera mayor, ausschließlich die Ehre zukommt, den Platz an Ihrer Seite einzunehmen.“

Jetzt ward die Sache noch schlimmer. Elisabeth konnte sich nicht länger zurückhalten, sie steckte den Kopf aus dem Kutschenschlage hinaus und rief im Tone höchster Unzufriedenheit: „Meine Herren, ich ersuche Sie, befreien Sie mich von dieser Närrin!“ — Und in einem sehr bestimmten Tone, der an der Entschlossenheit ihres Characters nicht zweifeln ließ, fügte sie hinzu: „Man

schaffe sie sofort an die Grenze Spaniens, ich will sie nicht wieder sehen!"

Auf das Grausamste enttäuscht, hinsichtlich der jungen Königin, die sie gänzlich nach ihrem eigenen Willen zu lenken gehofft hatte, mußte die Herzogin sich ruhig hinwegführen lassen. Nur einer der sie escortirenden Offiziere hörte, wie sie vor sich hin murmelte: „Nur Geduld, mein Herr von Alberoni, Sie haben mich betrogen, ich werde mich zu rächen wissen!" —

Während Feliciano sich noch bemühte, einige Ruhe wieder zu gewinnen und noch immer mit spähenden Blicken in der Menge seine Geliebte suchte, unterhielt man sich rund um ihm her nur von dieser ernsten Tagesbegebenheit. „Domingo," stammelte er, „was ist mir begegnet?"

„Daß ihr weniger als je auf den Herrn von Alberoni rechnen dürft," erwiederte der Weinhändler, „denn er wird nun einen schweren Stand haben. Morgen kehren wir nach Madrid zurück, dann wollen wir von Eurer seltsamen Liebe und Eurer abenteuerlichen Hoffnung reden."

II.

Der Minister-König.

Elisabeth Farnese war mehr lebhaft, als bösartig; das Nachdenken beschwichtigte fast augenblicklich ihren Zorn. Besorgt, daß die gewaltsame Maßregel, welche sie gegen die Favoritin ergriffen hatte, den König unwillig machen würde, sandte sie sofort an denselben einen Eilboten ab, mit einem Billet, in welchem sie ihr Betragen rechtfertigte. Dieser Schritt aber war, wie sie sich bald überzeugen konnte, überflüssig. Philipp V., welcher seine junge Gemahlin zu Guadalarara, in dem prachtvollen Palaste des Herzogs von Infantado erwartete, eilte ihr mit großer Herzlichkeit entgegen. Er schritt hinab in den Ehrenhof, küßte ihr die Hand und erkundigte sich auf so galante Weise nach ihrem Befinden, daß die Monarchin deutlich gewahrte, der König billige, was sie gethan.

Am folgenden Tage brach das königliche Ehepaar nach Madrid auf, wo es sich in den Palast Buen Retiro zurückzog, wo der Hof fortan residiren sollte.

Elisabeth, gewandt und anmuthig, wußte bald das Herz und den Kopf Philipps V. zu gewinnen, aber es gelang ihr nicht so bei den Spaniern. Diese räumten ihr allerdings einen gesunden Verstand, einen lebhaften Geist und vielen Scharfsinn ein, aber sie konnten ihr das nicht verzeihen, was sie die Leichtigkeit ihrer Manieren nannten; und wirklich beobachtete Elisabeth, wie selbst ihre Anhänger einräumten, zu wenig Rücksicht für den Stolz der Castilianer. Sie ward deshalb im Allgemeinen sehr gehaßt. Ein einziger Mann nur, Alberoni nämlich, war ihr ganz und gar ergeben. Dieser arglistige Prälat, der trotz der kräftigen Opposition Aldobrandini's Cardinal und Besitzer der politischen Stellung geworden war, welche die Herzogin von Ursino so lange behauptet hatte, hatte sich ein Studium daraus gemacht, die Gunst der Königin zu erlangen, um sich Macht und Ansehn zu verschaffen. Als ihm dies gelungen war, wandte er alle möglichen Kunstgriffe an, um der Monarchin als Mensch zu gefallen. Diese große, schwierige und gefährliche Eroberung würde seinem Ehrgeize die Krone aufgesetzt haben.

Alberoni war ein höchst merkwürdiger Mann. Er war hochgewachsen und besaß eine breite Stirn und einen schlauen Blick. Um sich zu dem Range eines Richelieu zu erheben, bedurfte er nur dessen, was oft mehr ist als das Genie, des Erfolges. Der erlauchte Prälat besaß

große Eitelkeit. Sein Anzug war zwar einfach, sprach aber doch die ausgesuchteste Coquetterie aus. Man behauptet, er sey glücklich in der Liebe gewesen, ein Umstand, der ihn vielleicht ermuthigte, seine Augen mit Leidenschaft zu seiner Königin zu erheben. Wie dem aber auch sein mochte, er hatte große Furcht vor dem öffentlichen Aufsehen und noch mehr vor dem Zorn des Königs. Er wußte, daß dabei sein Kopf auf dem Spiele stehe, und er beschloß daher ein Mittel einzuschlagen, das ihm gefahrlos schien. Eines Tages als er sich in den Palast begab, um in dem Oratorium desselben seine Gebete zu verrichten, begegnete er Donna Laura, einer Zofe der Königin; er redete sie an, drückte ihr eine gefüllte Börse in die Hand und flüsterte ihr zu: „Die Börse für Dich — dieser Brief für die Königin.“

„Aber, gnädigster Herr — —“

„Schweig!“

„Ich darf es nicht thun — —“

„Wenn Du mir dienst, so verdopple ich die Summe, wenn nicht, — Du kennst mich! Geh also!“

So sprechend schritt er weiter.

Laura stand bestürzt da, denn obgleich sie nicht wußte, von welcher Art der ihr gewordene Auftrag sey, errieth sie dennoch die Wichtigkeit desselben, aus der geheimnißvollen Weise, mit der er ihr ertheilt worden, ganz besonders aber auch aus dem Gewichte der Geldbörse.

Was würde ihr die Königin sagen, wenn sie ihr diesen Brief übergeben würde? Auf der andern Seite aber, was stand von dem mächtigen Cardinale zu erwarten, wenn sie das Schreiben nicht überbrachte? Diese letzte Betrachtung trug den Sieg davon, und Laura trat in das Gemach der Monarchin.

Elisabeth war damals 25 Jahre alt. Sie war groß und schön, und wegen der Kleinheit ihrer Hand und ihres Fußes berühmt. Aus ihren schwarzen Augen flammten Geist und Feuer. Ihr Mund, den ein feines Lächeln umzogen hielt, war rosig wie der eines Kindes. Ihr schönes, glänzendes Haar war so lang und reich, daß sie sich wie eine Magdalena ganz darin einhüllen konnte. Endlich besaß sie noch, bei den Italienerinnen etwas höchst Seltenes, die blendend weiße Haut der deutschen Blondinen.

Theils aus eigenem Geschmack, theils um Philipp V. zu gefallen, dessen Vorliebe sie in dieser Rücksicht kannte, hatte sie in ihrer Tracht die französischen Moden angenommen. An dem Tage, von welchem hier die Rede ist, trug sie eine mit englischen Spitzen besetzte Robe, mit diamantenen Agraffen zusammen gehalten. Perlenreihen hoben den Glanz ihres schönen Haars noch mehr hervor. Sie hielt einen eleganten Fächer in der Hand, ein Geschenk des Herzogs von Orleans, und an ihrem Finger strahlte die Peregrine, jener berühmte Edel-

stein, der durch seine Größe, seine Form und durch die Reinheit seines Wassers als unschätzbar betrachtet würde. In einem aus indischem Holze geformten kostbaren Lehnsessel sitzend, unterhielt sie sich, als Laura auf der Schwelle erschien, mit dem Connetable Castiliens, dem Herzoge von Ossonne, und mit der Frau von Havreur.

Laura händigte der Monarchin das Schreiben des Cardinals auf etwas geheimnißvolle Weise ein und die Letztere brach rasch das Siegel, überflog den Inhalt desselben und rief, indem sie sich ihrer ganzen Fröhlichkeit hingab: „Das ist ein ganz prächtiger Spaß!“ Und zu den beiden Hofcavalieren gewandt, die in der Nähe ihres Sessels standen, fuhr sie fort: „Sie wissen, meine Herren, mit welcher Freigebigkeit der König und ich die Dienste Sr. Eminenz, des Herrn Cardinals, anerkannt haben, der Letztere glaubt sich dennoch nicht genug belohnt; aber wir werden die Unbescheidenheit unsers ersten Ministers in Schranken zu halten wissen, er soll erfahren, daß es Gränzen giebt, die man nicht ungestraft überschreiten darf. Gehen Sie, meine Herren, die Königin entläßt Sie. Sie, Frau Herzogin, werde ich nach einer Stunde gern wieder bei mir sehen. Bis dahin ersuche ich Sie, mir Ihre liebenswürdige junge Freundin, Donna Ignez, zu senden.“

Als sie sich allein befand, gab sich Elisabeth ihrer Heiterkeit neuerdings hin. Der Connetable von Castilien

und der Herzog von Ossonne waren von allen Herren am Hofe diejenigen, welche sich über den Cardinal Alberoni am meisten zu beklagen hatten und also auch über die Königin, welche ihn zu dem hohen Standpunkte erhoben hatte, den er einnahm. Da sich der Letzteren jetzt eine Gelegenheit darbot, ihnen eine kleine Genugthuung zu verschaffen und ihren Feind mit Strenge zu behandeln, so hatte sie dieselbe sofort ergriffen. Wenn sie sich auch durch die Unverschämtheit des Günstlings, der es gewagt hatte, seine Blicke bis zu ihr zu erheben, beleidigt fühlte, so hielt sie es doch für politisch klug, die Sache als einen Scherz zu betrachten.

Sie warf nachlässig den Brief auf ihre Toilette, gebot Laura, sich auf Alberonis Weg zu stellen und ihn unter irgend einem Vorwande in das Gemach der Königin zu führen, worauf sie, als sie Donna Ignez eintreten sah, in einem herablassenden Tone zu derselben sprach: „Senorita, ich begebe mich zu dem Könige, haben Sie Acht, sobald Sie die Stimme Sr. Eminenz hören, benachrichtigen Sie mich davon und ziehen Sie sich zurück.“

Diesem Befehle gemäß eilte Ignez schon nach zehn Minuten der Monarchin die erwähnte Kunde zu bringen. Als die Königin wieder erschien, hob Alberoni, von der Zofe geführt, grade den Vorhang der Thür; als er aber die Königin gewahrte, ließ er schnell den Vorhang

wieder sinken; Elisabeth aber hatte ihn bemerkt, sie ließ ihn rufen und er war genöthigt, näher zu treten.

„Mein Himmel, Herr Cardinal," rief die Königin, „wie sehen Sie bestürzt und bleich aus! Haben Sie die Nacht schlecht zugebracht?"

„Ew. Majestät." stammelte der Minister, „werden mir gestatten — —"

„Oder ist Ihnen diesen Morgen schon etwas Unangenehmes begegnet?"

„Ich bitte, erlauben mir Ew. Majestät — —"

„Unser Anblick wird Sie doch nicht dergestalt in Verwirrung setzen," fuhr die unerbittliche junge Fürstin fort.

„Ew. Majestät wissen nur zu gut — —"

„Ich bitte Sie, Herr Cardinal," unterbrach ihn die Königin, fest entschlossen, ihm die wenige ihm noch gebliebene Geistesgegenwart zu rauben, „ich bitte Sie, sparen Sie sich für ernstere Angelegenheiten auf, Sie geben sich eine Mühe, für die weder der König noch ich selbst Sie belohnen können. — Und als besänne sie sich plötzlich, fügte sie hinzu: „Ha, jetzt habe ich es, ohne Zweifel hat Sie die poetische Abfassung des hübschen Madrigals so angegriffen, welches ich so eben erhielt, und an dessen Spitze Ihre gottesfürchtige Hand den Spruch gestellt hat: „Amore con misterio" sehr kühn! eine Devise, welche mehr dem Ritter, als dem geistlichen Herrn gebührt. Sie richteten diese Poesie ohne Zweifel an irgend

eine Dame unsers königlichen Haushaltes, Laura aber hat die Ungeschicklichkeit begangen, sie mir zu übergeben. Uebrigens, Herr Cardinal, mache ich Ihnen mein Compliment, ich wußte wohl, daß Sie ein trefflicher Saatsmann, ein ausgezeichneter Politiker wären, ja ich kannte selbst mehrere Ihrer andern Talente, der Herzog von Vendome hat in dieser Rücksicht Ihren Ruf begründet, Sie sind ihm dafür großen Dank schuldig. Aber ich wußte durchaus nicht, daß Sie ein eben so großer Dichter, als vorzüglicher Küchenmeister wären — —"

„Ersparen Ew. Majestät mir — —"

„Entschuldigen Sie sich nicht, Herr Cardinal, mein Lob ist aufrichtig gemeint. Wissen Sie, mein neuer Petrach, daß Italien stolz darauf sein kann, Sie geboren zu haben, und daß Spanien sich zwiefach freuen würde, Sie jetzt zu besitzen, falls es mir gefallen sollte, Ihre dichterischen Productionen der Oeffentlichkeit zu übergeben."

Alberoni stand wie auf glühenden Kohlen. Unfähig etwas zu erwiedern, beugte er flehend sein Kniee vor der Monarchin, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

„Wie, Herr Cardinal," fuhr die Monarchin in einem strengen Tone fort, „beurtheile ich Ihr Schweigen, Ihr Flehen richtig? Hätten Sie es gewagt, jenes Madrigal an mich selbst zu richten?"

„Glauben Ew. Majestät, daß ich im Stande wäre,

gefühlloser als jeder andere, für den Verein so großer Reize und so erhabener Majestät, zu sein?"

„Stehn Sie auf, mein Herr, verlassen Sie diese knieende Stellung, die Ihnen um so weniger zusagt, da Sie, obgleich Cardinal, derselben ungewohnt sind."

Alberoni erhob sich und sprach mit zitternder Stimme: „Bin ich so unglücklich gewesen, meiner Gebieterin zu mißfallen und ihre Ungnade auf mich zu ziehen?"

„Mir zu mißfallen, ja;" sprach Elisabeth, „meine Ungnade auf sich gezogen zu haben, noch nicht! Aber hüten Sie sich, mein Herr, was Elisabeth heute vergessen will, dessen könnte sich die Königin von Spanien morgen leicht erinnern.

Alberoni begriff, daß ihm nichts anders übrig bliebe, als sich auf ehrenvolle und so viel als möglich ihm nützliche Weise zurückzuziehen.

„Ach hohe Frau!" rief er mit heuchlerischem Enthusiasmus, „so viel Güte, so viel Gnade! Wie kann ich Ew. Majestät meine unbeschreibbare Dankbarkeit beweisen?"

„Das können Sie, Herr Cardinal, indem Sie dem Könige, unserm Herrn, noch treuer dienen als je bisher, und indem sie derjenigen, die er für würdig erachtete, seinen Thron zu theilen, alle die Achtung bezeigen, die sie zu fordern berechtigt ist."

Indem die Königin diese Worte in einem ernsten Tone sprach, warf sie den Brief Alberonis, den sie in

der Hand hielt, in ein Brassero, dessen Gluth das Papier augenblicklich verzehrte. —

Nachdem der Cardinal Alberoni sich gänzlich enttäuscht zurückgezogen und seine jetzige Stellung so ganz begriffen hatte, sah er ein, welchen Vortheil seine Feinde bei dem Könige aus dem Fehler, den er begangen, ziehen könnten. Er kehrte gedemüthigt, ja verzweiflungsvoll in seinen Palast zurück. Er fand dort jemand der seiner ungeduldig harrte, dies war Feliciano, unser junger Student aus Salamanka.

Von seinem neuen Bekannten, dem Weinhändler, nach Madrid zurückgeführt, welcher durchaus darauf bestand, daß er bis auf Weiteres in dem Hause der Sennora Carmina logire, hatte Feliciano dieses herzliche Anerbieten angenommen. Er hatte sich darauf nach irgend einer passenden Beschäftigung umgeschaut und sich in Ermangelung von etwas Besserem zum öffentlichen Schreiber, zum Abschreiber, erniedrigt. Endlich aber beschloß er, trotz Domingos Gegenvorstellungen, seinen Landsmann, den hochgestellten Cardinal Alberoni aufzusuchen.

Er konnte zu diesem Zwecke nicht zu unangelegenerer Zeit kommen. Alberoni, den seine zurückgewiesene Liebeserklärung in höchstem Zorn gesetzt hatte, maß den jungen Studenten mit einem solchen verächtlichen Blick, daß der arme junge Mann fast ohnmächtig zu Boden gesunken wäre. In der Reinheit seiner Seele hatte er

sich von dem Prälaten einen ganz andern Begriff gemacht; er hatte geglaubt, daß die Nennung seines Namens und seines Vaterlandes ihm alle Thüren öffnen würde. Er erfuhr leider nur allzubald, daß Domingo ihm keine Unwahrheit gesagt hatte.

Alberoni hatte sich nachlässig auf einen prachvollen Divan hingestreckt, er stützte das Haupt in die Hand und schien in Gedanken versunken. Da der Cardinal schwieg, wagte es Feliciano, langsam näher zu treten. „Gnädigster Herr," begann er, „ich komme um — —"

„Was wollen Sie?" fuhr der Minister auf.

„Alles was Ew. Eminenz geruhen wollen, mir zu geben," antwortete, seinen ganzen Muth zusammen nehmend, der Student.

„Wer hat Sie hieher geschickt?"

„Niemand, gnädigster Herr, ich komme aus eigenem Antriebe." —

„Wer sind Sie? Wer sind ihre Aeltern? Wo wohnen Sie?"

„Meine Aeltern sind lange todt, gnädigster Herr ich habe sie niemals gekannt."

„Haben Sie niemand in Madrid, auf den Sie sich beziehen können?"

„Doch doch! die Wirthin der Fonda bei der Puerta del Sol, die Signora Carmina und ihr Mann Domingo,

Weinhändler von Sevilla, kennen mich," versetzte der junge Mann, ein wenig Muth fassend.

„Eine saubere Bürgschaft das!" rief der Cardinal verächtlich, indem er aus seiner goldenen Tabatiere eine Prise nahm, „welche Talente besitzen Sie, was wissen Sie zu machen? Wissen Sie mit der Küche Bescheid? Können Sie wenigstens eine Käsesuppe bereiten?"

„Mit der Küche? Eine Käsesuppe?"

„Nun freilich, eine Käsesuppe, was giebs da zu erstaunen? Sie wissen nicht, junger Mann, daß eine Käsesuppe gut zubereitet eine Stufe zu hohen Ehrenstellen werden kann?*) Sie kennen diese Welt noch nicht, junger Mann."

„Ich weiß das wohl, gnädigster Herr!"

„Sie wissen das? Wer hat es Ihnen gesagt?" fragte Alberoni hochmüthig. Er glich allen Emporkömmlingen, er selbst wollte wohl davon sprechen, was er gewesen war und was er gethan hatte, aber er mochte nicht von Andern daran erinnert werden.

„Gnädigster Herr," nahm schüchtern der Student das Wort, „ich nenne mich Feliciana."

„Was hat das mit meiner Frage zu schaffen?"

„Ich bin Italiener, wie Ew. Eminenz."

*) Alberoni verdankte bekanntlich die Gunst des Herzogs von Vendome der trefflichen Zubereitung einer Käsesuppe.

„So, so!"

„Ich ward zu Firenzuola geboren."

„Corpo Santo, ist das wahr?"

„So wahr, daß mein Pflegevater Gaetano Mendozzi mir oft gesagt hat, er habe dort den Signor Alberoni, den verehrten Vater Ew. Eminenz, gekannt, der seinem Gewerbe nach ein Gärtner war, während Sie, gnädiger Herr, als Knabe die Glocken läuteten."

Der Cardinal hatte sich bei diesen Worten zornglühend abgewandt. „Hat Ihr Pflegvater Ihnen das oft gesagt?" fragte er.

„Ja gnädigster Herr!"

„Es war ein sehr kluger Mann, ich gratulire.

„Er war Offizier, gnädigster Herr," sprach der Student, „er hatte viele Wunden im Dienste seines Vaterlandes empfangen."

„Wer hat Sie nach Spanien gebracht?" fragte der Cardinal den jungen Studenten.

„Der Zufall gnädigster Herr, der auch Sie hieher führte?"

„Woher wissen Sie denn, daß auch ich mein Hiersein dem Zufall verdanke?" fragte der Prälat; und Feliciano mit einem scharfen Blicke messend, warf er hin: „Ohne Zweifel ist das, was Sie von meinem frühern Leben wissen, was Sie bewogen hat, meinen Schutz nachzusuchen."

„Der Gedanke, daß Sie mein Landsmann — —“

„Was sind Sie eigentlich?“ unterbrach ihn der Cardinal.

„Ein Student aus Salamanca.“

„Das hätte ich denken können. Und da wünschen Sie eine Anstellung, Ihren Kenntnissen angemessen, nicht wahr?“

„Ja, Ew. Eminenz, das ist mein eifrigster Wunsch.“

„Sind Sie ehrgeizig?“

„Ich besitze den Ehrgeiz Ew. Eminenz zu gefallen.“

„Gut, ganz gut, mein Sohn, aber das ist keine kathegorische Antwort.“

„Ist denn der Ehrgeiz verboten, gnädigster Herr?„

„Das nicht, aber er ist gefährlich, Sie wissen nicht, was alles dazu gehört, um zu steigen, noch bei weitem mehr aber, um sich oben zu erhalten, was noch weit schwieriger ist. Welche Opfer muß man bringen, welche Demüthigungen muß man ertragen!“

„Ich glaube Ihnen das, gnädigster Herr, denn Sie sprechen aus eigener sicherer Erfahrung.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte der Prälat erstaunt.

„Ich meine, daß Ew. Eminenz in dieser Hinsicht eine erprobte Erfahrung haben müssen, aber ich glaube auch, daß Sie, gnädigster Herr, die Sache allzu schwer nehmen. Wenn es, wie Sie so eben selbst bemerkten, nichts erfordert, als eine gute Käsesuppe kochen zu kön=

nen, um zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, dann scheint mir die Schwierigkeit noch so groß nicht."

Alberoni war durch diese Antwort, welche Feliciano in seiner offenherzigen Gutmüthigkeit arglos ausgesprochen hatte, aufs Höchste beleidigt; wüthend, mit seinen eigenen Waffen geschlagen zu seyn, ging er im Zimmer auf und ab und zerknitterte sein schönes gesticktes Taschentuch.

„Gnädigster Herr," nahm Feliciano nach einer Pause wieder das Wort, „ich erwarte Ihre Entscheidung."

Tausend verschiedene Gedanken beschäftigten den Cardinal. War der Student auch wirklich so naiv, wie er es schien? Wollte er sich nicht vielleicht auf Kosten desjenigen lustig machen, der von dem mächtigsten Herrscher Europas gefürchtet wurde? Was gewiß war, war dies, daß Feliciano von ihm Dinge wußte, die ein erster Minister nicht gern von sich hört, und die er gar zu gern auf immer in den Lethe versenkt wünschte. Für den Augenblick also mußte er mit ihm schonend umgehen; später konnte man sich ja von seiner lästigen Person befreien. Alberoni nahm demnach rasch vom Tische ein Papier, wickelte einige Goldstücke hinein und reichte sie dem Studenten hin, indem er sprach: „Für jetzt, mein junger Freund, können Sie noch nicht die Laufbahn betreten, auf welche Sie Anspuch machen, unter uns gesagt, Sie sind dazu noch nicht reif genug, Sie haben noch ein allzu gutes Gedächtniß, das würde Ihnen nach-

theilig seyn. Nehmen Sie vorläufig dieses, das ist alles, was ich bis jetzt für Sie thun kann. Später wollen wir sehen. Unterdessen aber rathe ich Ihnen, hübsch vorsichtig zu sein und gewisse Geschichten für sich zu behalten, die höheren Orts mißfallen könnten. Sie haben mich verstanden?"

Feliciano aber hatte nichts verstanden. „Gnädigster Herr," stammelte er, „ich — ich — —"

„Gut, ganz gut, wir verstehen uns," unterbrach ihn der Cardinal. „Sehen Sie jetzt nach Ihren kleinen Angelegenheiten, ich will Sie nicht länger zurückhalten."

Feliciano wollte das Geschenk zurückgeben, aber er hatte keine Zeit dazu, so schnell ward er von Alberoni verabschiedet. Der junge Bittsteller mußte sich also hinwegbegeben; er war aber kaum aus dem Hause getreten, als er die Gabe des Prälaten untersuchte. Das Papier, in welches der Cardinal in der Zerstreuung unvorsichtiger Weise die Goldstücke eingewickelt hatte, war das Concept jenes Madrigals, welches er an demselben Tage der Königin hatte überbringen lassen.

III.

Die Botin.

Feliciano kehrte bestürzt in seine Herberge zurück. Was sollte er beginnen? Was sollte aus ihm werden, allein in Madrid, ohne Verwandte, ohne Beschützer, ohne Hülfsquellen, zumal jetzt, da der Einzige, auf den er gerechnet hatte und der ihm so leicht helfen konnte, ihm seinen Schutz versagt hatte? Ein Umstand steigerte seine Unruhe noch mehr. Was hatten die letzten Worte des Cardinals zu bedeuten? Offenbar enthielten sie einen Wink, aber welchen?

Feliciano hatte zu Niemanden von dem Schritte gesprochen, den er so eben versucht hatte; ward derselbe von einem glücklichen Erfolge gekrönt, war es ja noch immer Zeit, davon zu reden; im entgegengesetzten Falle aber konnte man ihm keinen Vorwurf machen. Da er gern die Fragen vermeiden wollte, die sein betrübtes Aussehen unfehlbar herbeiführen mußte, versuchte er es unbemerkt auf das kleine Zimmer zu gelangen, welches man ihm im obersten Stockwerke eingeräumt hatte.

Sein Besuch bei dem Minister aber hatte ihn länger als gewöhnlich ausbleiben lassen, und es war nicht wahrscheinlich, daß Signora Carmina, die über ihn wie eine Mutter wachte, seine Abwesenheit nicht hätte bemerken so en. Und wirklich trat sie ihm auch schon auf den ersten Stufen entgegen, indem sie ausrief: „Ihr kehrt heute etwas spät zurück, mein kleiner Bombolino, (ein Beiname, den sie ihm gegeben hatte). Seyd Ihr etwa in die Gesellschaft junger Wüstlinge gerathen? Ach, es giebt deren so viele in Madrid. Aber mein Himmel, Ihr seht so traurig aus, ist Euch ein Unglück begegnet? Muth gefaßt, junges Herrchen, auf Regen folgt Sonnenschein.“

Die Signora Carmina war eine wohlbehaltende, sehr gutmüthige Frau von 43 Jahren. War sie nicht reich, so kam es daher, daß sie so viele arme Teufel unterstützte, und zu vielen vornehmen Herrn Credit gab, ohne den Handel ihres Gatten, der viel Geld abwarf, hätte sie ihr Wirthshaus nicht aufrecht erhalten können, ihre Kunden und Miethsleute würden Sie zu Grunde gerichtet haben.

Signora Carmina interessirte sich aus drei Gründen für Feliciano. Erstens weil er in Salamanca, ihrer Geburtsstadt, gelebt hatte, dann weil er so sanft und fügsam war, wie ein junges Mädchen, und endlich weil

er die Rechnungsbücher ihrer Fonda mit der größten Ordnung führte.

Als sie nun gewahrte, daß er für sein langes Ausbleiben einen Vorwand suchte, drang sie mit so theilnehmenden Fragen in ihn, daß der arme Student, dadurch in Verlegenheit gesetzt, endlich die Wahrheit eingestand. Signora Carmina hörte ihn aufmerksam an, ohne ihn zu unterbrechen.

„Seht Ihrs wohl," rief sie, als er geendet hatte, unzufrieden aus, „hatte Domingo Euch das nicht vorher gesagt? Hättet Ihr ihm geglaubt, Ihr würdet Euch diese Demüthigung erspart haben. Es ist Euch recht geschehen, Leichtsinniger!" —

Feliciano, der ihr Zartgefühl kannte, hatte ihr nichts von dem Geschenk, oder vielmehr von dem Almosen des Cardinals gesagt. „Ich bitte Euch, Sennora, sagt dem Domingo nichts davon," bat er, „er würde auf mich zürnen, weil ich seinen Rath nicht befolgte."

„Und da würde er denn auch vollkommen Recht haben. Aber laßt uns überlegen, was jetzt zu thun ist, das Abschreiben bringt wenig ein, und man wirft Euch ja die Thür vor der Nase zu."

„Ich will ein wenig warten. Se. Eminenz hat mir versprochen, sich vielleicht später für mich zu verwenden."

„O, über die liebe Einfalt," lachte Sennora Car-

mina, „wenn er das gewollt hätte, hätte er es gleich gethan. Aber unterdessen müßt Ihr leben und Ihr habt keinen Maravedis in der Tasche.“

Feliciano senkte traurig das Haupt. „Ich muß ein wenig Geduld fassen, Sennora“ sprach er schüchtern, „vielleicht kommen auch für mich bald bessere Tage, dann werde ich Eure Güte schon vergelten!“

„Habe ich mit Euch jemals davon gesprochen, Undankbarer?“ entgegnete die wackere Frau verletzt, daß Feliciano sie für eigennützig halten konnte. „Hängt aber jetzt nicht Eurem Kummer nach, das hilft zu nichts, streicht ein wenig im Prado umher, das wird Euch zerstreuen, Domingo und ich, wir wollen darüber nachsinnen, für Euch einen Erwerb aufzufinden.“

Feliciano ließ sich diese Aufforderung nicht zweimal sagen; statt aber in den Prado zu gehen, schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein.

Wir wissen schon, meine geneigten Leser, daß unser junger Student verliebt war, und war gleich diese Liebe hoffnungslos, verharrte er doch fest in derselben. Feliciano war eine jener sanften, schüchternen Naturen, die langsamer angeregt werden, aber dafür auch treuer und zuverlässiger in ihren Neigungen sind. Es war die weiche melancholische Seele eines Kindes des Nordens, unter dem warmen Aeußeren eines Südländers. Er begab sich regelmäßig alle Tage vor den Palast Buen-Retiro

in welchem Donna Ignez wohnte, dort harrte er, an einen Brunnen gelehnt, des Augenblickes, indem die junge Ehrendame den Palast zu verlassen pflegte. Dies war in seiner unglücklichen La ge seine einzige Freude sein einziger Trost. So wie er die Pforten öffnen hörte richtete er sich auf, sein Herz klopfte hörbar, und wenn alsdann der prachtvolle Wagen mit der jungen Dame an ihm vorüberrollte dann verbeugte er sich mit der tiefsten Ehrerbietung. Ihrerseits unterließ Donna Ignez nie ihm einen freundlichen Gruß zu spenden, der nur von ihm bemerkt und verstanden werden konnte, dann, dann war der arme junge Mann trunken vor Freude. Alle Begünstigungen, mit denen der Cardinal ihn hätte überhäufen können, würden ihn nicht freudiger bewegt haben. Er schlug dann heiter den Rückweg nach der Fonda wieder ein, glücklich bis zum folgenden Tage. —

Feliciano aber hatte auch seine Unglückstage, oft wartete er auch vergebens. Sei es, daß der Tag regnicht war, oder daß der Dienst bei der Königin sie zurückhielt, Donna Ignez verließ alsdann den Palast nicht; an solchen Tagen harrte der arme Student dennoch unverdrossen, bis die Nacht herabsank, dann kehrte er recht unglücklich in seine Wohnung zurück. — Auch jetzt schritt er, statt nach dem Prado, nach dem Palaste Buen Retiro.

An diesem Tage lächelte ihm das Glück; denn als er heimkehrte, schien es, als sey mit ihm plötzlich eine

Veränderung vorgegangen. Die größte Freude leuchtete ihm aus den Augen. Erstaunt über diese Umwandlung, bemerkte Sennora Carmina mit wahrer Theilnahme: „Es scheint, mein kleiner Bombolino, die frische Luft hat Euch gut gethan, desto besser, da wissen wir doch ein Mittel für böse Tage!“ —

„Ach, Sennora,“ entgegnete der arme Student, „wenn Ihr wüßtet, wie unbeschreiblich glücklich ich bin!“

„Wie, was hat Se. Eminenz Euch rufen lassen, um Euch eine einträgliche Stelle zu verleihen?“

„Ei, davon ist ja nicht die Rede!“

„So habt Ihr vielleicht einen Schatz gefunden?“

„Einen Schatz, ja, ja, Sennora, einen Schatz von übergroßer Schönheit! Ihr könnt Euch nichts Herrlicheres denken!“ —

Die erhabene Gemahlin Domingos richtete einen forschenden Blick auf ihren jungen Miethsmann und fragte in einem ernsten Tone: „Beim heiligen Jacob, Ihr seyd wohl verliebt, junger Mann?“

„Welche hohe Schönheit, welche edle Haltung, welche Anmuth!“ fuhr Feliciano in seiner feurigen Bewunderung fort, „man möchte den Kopf darüber verlieren.“

„Aber so antworte mir doch,“ nahm die Wirthin wieder das Wort, indem sie ihn heftig beim Arme schüttelte, „so sprecht doch, seyd Ihr verliebt?“

„Ach, Sennora — ich — nun ja — ich —“

„Nun, das fehlte noch!“ rief Sennora Carmina, „da sind wir denn viel weiter gekommen!“

„Hat Euch der Domingo denn noch gar nichts davon gesagt?“ fragte Feliciano.

„Abscheulicher, das hattet Ihr ihm gewiß verboten!“

„Ich, gute Sennora, ich keineswegs, ich schwöre es Euch!“ —

„Und warum habt Ihr selbst es mir nicht offenbart?“

„Ich wagte es nicht, Sennora!“

„Ihr fürchtetet Euch also vor mir?“

„Ich fürchtete Eure strengen Worte, Euren Tadel,“ erwiederte schüchtern der junge Student.

„Ha, ha, dann ist der Gegenstand Eurer Liebe Eurer unwürdig!“

„Im Gegentheil, Sennora, es ist eine hohe, vornehme Dame des Hofes.“

„Daß Gott sich erbarmen möge! Eine Dame des Hofes! Er ist närrisch geworden!

„Ich fürchte das fast selbst, Sennora! Aber sie ist gar zu schön, sie besitzt so unendliche Reize! Ihre Augen sind so himmlisch sanft, ihr Lächeln so bezaubernd!“

„Was muß ich hören! Eure Liebe wird erwiedert! Und wie lange dauert die Thorheit schon?“

„Fast drei Jahre, Sennora!“

„Drei Jahre schon, das wird immer besser! Wie nennt sich denn Euer Wunder von Schönheit?"

„Donna Ignez von Toledo."

„Donna Ignez von Toledo! Ach, der arme Mensch, er ist wahrhaft närrisch geworden!"

„Aber, Sennora," nahm Feliciano endlich das Wort, „Ihr macht Euch unnütze Sorge, ich sehe kein Unglück bei der Sache."

„Kein Unglück, und sie hat einen Verlobten! Glaubt Ihr denn, der werde sich solche Dinge gefallen lassen?"

Feliciano erblaßte. „Einen Verlobten," wiederholte er langsam und mit zitternder Stimme.

„Stellt Euch nur noch erstaunt, Ihr kleiner Taugenichts, Ihr solltet nicht wissen, daß Donna Ignez von Toledo sich in drei Tagen mit dem Marquis von Los Herreros vermählen wird?"

Feliciano war genöthigt, sich an die Wand zu lehnen, seine Kniee schwankten, seine Augen waren plötzlich von einem dunklen Nebel umhüllt, alle seine Glieder bebten. Was die Wirthin ihm so eben offenbart hatte, war ihm völlig unbekannt gewesen und überraschte ihn um so mehr, nach dem freundlichen Lächeln, welches ihm die reizende Donna Ignez grade an diesem Tage gespendet hatte.

Sennora Carmina sah ihn einer Ohnmacht nahe, sie wusch ihm schnell die Schläfe mit Essig, dann suchte

sie durch beruhigende Worte das Unheil wieder gut zu machen, welches sie gestiftet hatte, aber alles blieb vergebens; er hatte für nichts Gefühl als für seinen Schmerz

„Sennora", fragte er endlich mit zitternder Stimme, „seyd Ihr dessen ganz gewiß, was Ihr mir so eben gesagt habt? —

„Ganz gewiß, denn Domingo soll zum Hochzeitsmahle den Wein liefern."

„Wie, Domingo wußte das, und er hat mir nichts davon gesagt?"

„Hattet Ihr mir nicht versprochen, Donna Ignez nicht wieder zu sehen?" fragte in diesem Augenblicke die Stimme Domingos, welcher unbemerkt eingetreten war und jetzt seine Hand auf Felicianos Schulter legte. — Eine Pause trat ein, die nur durch die Seufzer des armen Studenten unterbrochen ward.

Ja, ja, es ist wahr, ich hatte es Euch versprochen," stammelte dieser endlich, „aber konnte ich mit ihr in derselben Stadt leben, ohne den Versuch zu machen, sie wieder zu schauen? Das war mir unmöglich, Domingo, ich besaß nicht den Muth dazu, meine Liebe überwältigte meinen Vorsatz."

„Armer Bombolino," seufzte die wackere Wirthin voll Theilnahme.

„Was ist dabei zu jammern," bemerkte der Weinhändler, „was einmal geschehen ist, ist geschehen."

„Was aber noch nicht geschehen ist kann vielleicht noch ungeschehen bleiben,“ rief Feliciano und eilte mit raschen Schritten auf sein Zimmer. Ein Gedanke hatte ihn mit Blitzesschnelle erfaßt, der Gedanke nämlich, sich auf der Stelle zu überzeugen, ob die Nachricht der Sennora Carmina gegründet sey oder nicht, weshalb er beschloß, an Donna Ignez zu schreiben und ihr unverhohlen seine Liebe zu erkennen zu geben. Feliciano fühlte sich zu diesem Schritte durch die Freundlichkeit seiner Angebeteten ermuthigt. Er schrieb zehn Briefe, die er aber, einen nach dem andern, stets wieder zerriß, keiner sprach, seiner Meinung nach, seine Gefühle deutlich genug aus. Der eine war zu ruhig, der andre zu stürmisch, alle schienen derjenigen unwürdig, für die sie bestimmt waren. So vergingen zwei Stunden, Felicianos Stimmung war nicht ruhig genug. Die Gedanken wogten in seinem Gehirne bunt durch einander, er vermochte sie nicht zu ordnen. Erschöpft von der Anstrengung wollte er endlich die Hoffnung aufgeben, etwas zu Stande zu bringen, als plötzlich seine Blicke zufällig auf das Papier fielen, in welches der Cardinal Alberoni die Goldstücke für ihn eingewickelt hatte. —

Feliciano erfaßte das Blatt, las es und fand, o Wunder! auf demselben die anmuthigste und feurigste Liebeserklärung in Versen. Der Zufall konnte seiner Phantasie nicht besser zu Hülfe kommen: das war es

grade, was der junge Student in schlichter Prosa sagen wollte, das waren seine steten Gedanken, seine einzigen Gefühle. Wer hatte diese Verse geschrieben? An wen waren sie gerichtet? Nichts konnte ihm in dieser Rücksicht Aufklärung geben. Aber was hatte das auf sich? Was kümmert wohl einen der Ursprung des Schatzes, den man findet? Das allerliebste Madrigal trug an seiner Stirn ein höchst passendes Motto: „amore con misterio!"

Feliciano beschloß auf der Stelle, sich des gefundenen Gedichts zu bedienen; er schrieb es wörtlich und sehr sauber ab, und begab sich alsdann wieder zu seinen Wirthen, welche über sein rasches Davoneilen noch ganz bestürzt dastanden.

„Noch ist nichts verloren," rief er, indem er ihnen das Papier zeigte, das er wie einen Brief zusammen gefaltet hatte. —

"Wie, mit dem Stücke Papier wollt Ihr etwas bewerkstelligen?" fragte Domingo lachend.

„Ich werde dadurch die Verheirathnng der Donna Ignez hintertreiben," erwiederte der Student.

Was fällt Euch ein, kleiner Bombolino!" rief die Wirthin; „um mit dem Marquis von Los Herreros, erstem Kammerherrn des Königs und Ritter vom goldenen Schlüssel, in die Schranken zu treten, müßtet Ihr

wenigstens ein so vornehmer Mann seyn, als er es ist. Nächsten Mittwoch schon soll die Hochzeit stattfinden."

„Wer weiß, was bis dahin geschehen kann," lächelte der Weinhändler. „Hat Gott nicht die Welt in sechs Tagen geschaffen, das war ein anderes Stück Arbeit; leichter ist es fürwahr, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen."

Der arme Student stand bei diesem Spotte mit niedergesenktem Blick da, und das schmerzte die ehrliche Wirthin. „Muth gefaßt," sprach sie, indem sie das Papier wieder emporhob, das seiner Hand entfallen war, „Ihr braucht noch nicht zu denken, daß Euch alles den Rücken wende."

„Ach, Ihr seyd allzu gut, Sennora, wie kann ich Euch danken," stammelte Feliciano.

„Das verschiebt auf spätere Zeiten," fiel Sennora Carmina ein, „jetzt laßt uns an Eure Angelegenheiten denken. Es kann doch unmöglich Euer Ernst seyn, selbst Donna Ignez zu heirathen, noch ihre Verbindung mit dem Marquis Los Herreros zu stören."

„Haltet Ihr das wirklich für ganz unmöglich?" fragte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer.

„Seht nur, wie Domingo bei dem bloßen Gedanken die Achseln zuckt."

„Dann werde ich mich tödten," rief Feliciano verzweiflungsvoll, „ich kann nicht ohne sie leben! Es wird

sie schmerzen, ich bin es gewiß, wenn sie die Nachricht von meinem Tode erhält; ich weiß es, ich bin ihr nicht gleichgültig!" —

Sennora Carmina war durch den Schmerz des jungen Mannes aufs Tiefste gerührt. „Vertraut mir Euren Brief an," sprach sie.

„Was wollt Ihr damit beginnen?" fragte Feliciano.

„Gebt ihn nur her, in einer Stunde schon soll er in den Händen der jungen Dame seyn. Man hat ja schon wunderbarere Dinge erlebt." So sprechend nahm sie den Brief, warf ihre beste Mantilla um und schlug den Weg nach Buen Retiro ein.

In weniger als einer Stunde war sie heimgekehrt, ihre Augen glänzten, ihre Sendung war gelungen. Donna Ignez von deren Lobe sie überströmte, hatte anfangs das galante Schreiben nur zögernd angenommen. Als sie aber den Inhalt näher betrachtet, hatte sie ihn immer wieder und wieder gelesen, mit einer seltsamen Aufmerksamkeit, dann hatte sie einen Augenblick lang nachgedacht und als Antwort nur die Bringerin gebetzn, den Schreiber des Briefes zu ersuchen, sich unverzüglich zu ihr zu begeben, indem sie wichtige Fragen an ihn zu richten habe. Er solle sich verkleidet nach dem Palaste verfügen.

„Aber in welcher Verkleidung?" fragte der Student, vor Freude außer sich, aber auch wieder zitternd bei dem

Gedanken, daß er mit derjenigen sprechen sollte, die er liebte.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß Domingo den Wein zur Hochzeitsfeier liefern soll?“ fragte Sennora Carmina. „Da er zu jeder Zeit im Palaste freien Zutritt hat, wie irgend ein Hidalgo, so müßt Ihr eine Kleidung von ihm anlegen, und er wird mit Euch gehen. Ihr werdet sein Gehülfe seyn, nun was sagt Ihr dazu?“

Als Antwort bedeckte Feliciano die Hand der wackeren Frau mit Küssen. Eine kurze Zeit nachher verließ er die Fonda, als Weinhändlergehülfe verkleidet, von Domingo begleitet.

IV.

Die Zusammenkunft.

Donna Ignez stammte aus einer berühmten Familie. Ihr Vater, Don Juan Mancera von Toledo, war Gesandter in Venedig und Deutschland und Vice-König im neuen Spanien gewesen. Bei seiner Rückkehr war er Major-domo der Königin Mutter und Staatsrath geworden. Gelehrt, geistreich und den Zeugnißen aller seiner Zeitgenossen zufolge, der redlichste Mann, welcher damals in Spanien lebte, vernachlässigte er nichts, seine Tochter des berühmten Namens würdig zu machen, den sie trug. Sie war sein einziges Kind und sollte die Freude und der Stolz seiner alten Tage werden. Von vielen Arbeiten und vom Alter gebeugt, starb Don Juan Mancera, grade in dem Augenblicke, in welchem er die Früchte seiner Sorge und seiner Lehren ernten wollte.

Donna Ignez war zu jener Zeit zwölf Jahre alt; sie war schon damals sehr schön und besäß vor allem jenen unbeschreibbaren Zauber, der sie einige Jahre später zu einer der verführerischesten Personen von Madrid machte. Durch den letzten Willen ihres Vaters der Prinzessin von Ursino übergeben, der ältesten Freundin

des Don Mancera, verließ sie den Palast ihrer Familie, um eine Wohnung in Escurial zu beziehen.

An dem Tage, an welchem ihre Beschützerin in Ungnade fiel, wollte sie derselben in die Verbannung folgen, die Letztere aber widersetzte sich diesem Entschlusse auf das Bestimmteste. Donna Ignez sollte in den Hofstaat der jungen Königin Elisabeth von Parma treten und die Herzogin von Ursino wollte nicht, daß sie der glänzenden Zukunft entsage, die ihr geöffnet war. Und dann war es ihr auch angenehm, bei der feindseligen Stimmung, die ihr Fall bei ihr hervorgerufen hatte, am Hofe eine getreue Berichterstatterin zu haben, die ihr um so ergebener war, da sie, indem sie dem Interesse der Herzogin diente, nicht glaubte, ihre Pflicht zu verletzen.

Donna Ignez kannte Feliciano schon seit vier Jahren. Eine zugleich tragische und seltsame Begebenheit hatte ihre Bekanntschaft veranlaßt. Es waren achtzehn Monate, seit der junge Student Salamanca bewohnte, als er von der bevorstehenden Ankunft der Herzogin von Ursino Kunde erhielt. Da er, wie jedermann, neugierig war, diese berühmte und mächtige Frau von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und erfuhr, daß sie durch eines der Hauptthore der Stadt, vor dem man einen prachtvollen Triumphbogen aufgerichtet hatte, ihren Einzug halten sollte, begab sich Feliciano mit seinen Freunden dorthin. Als er dort anlangte, herrschte unter der Men-

schenmenge ein gewaltiger Tumult; vom Winde, oder von dem Andrange der Zuschauer war eine Planke von dem Gerüste gelöst worden und dieselbe mitten unter das Volk geschleudert, grade in die Gruppe, in welcher sich die Herzogin befand, und zwar so, daß eines ihrer Maulthiere am Kopfe verletzt ward. Die Dame, welche dieses Maulthier ritt, war eine junge rasche entschlossene Reiterin, aber das Maulthier war dergestalt erschrocken und machte so viele Sätze und Sprünge, daß selbst der tüchtigste Reuter es zu bändigen kaum vermocht haben würde. Es war also leicht vorauszusehen, daß die junge Dame hinabgeworfen werden würde, wo sie dann leicht von der Volksmenge zertreten werden konnte.

In diesem Augenblicke aber drängte sich ein junger Student durch das Volk, trennte die Massen, erfaßte mit seinen beiden Händen den Zügel des scheuen Thieres und hemmte so dessen Sprünge. Donna Ignez, denn sie war es, dankte lebhaft dem jungen Manne und fragte ihn, was sie thun könne, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu beweisen. Feliciano war arm, aber er war dabei auch stolz, und er antwortete daher anfangs nichts auf diese Frage. Er hatte die junge Dame nicht betrachten können, ohne von einem lebhaften Gefühle bewegt zu werden, als er aber ein wenig Fassung gewonneu hatte, bat er bloß um eine Blume, welche sie in der Hand hielt. Donna Ignez zögerte, gewährte aber alsdann seinen

Wunsch und folgte der Herzogin, indem sie Feliciano noch einmal huldvoll grüßte.

Der junge Student hatte eine süße Erinnerung an dieses Abenteuer zurückbehalten. Er hegte nur den einzigen Wunsch die reizende junge Dame wiederzuschauen, und es war in dieser Absicht, daß er sich nach Madrid begab. Donna Ignez hatte gleichfalls oft des jungen Mannes gedacht, der so muthig zu ihrer Hülfe herbeigeeilt war. Da ihr sein niedriger Stand bekannt war und sie nicht ahnete, daß er jemals den kühnen Gedanken hegen konnte, auf ihre Hand Ansprüche zu machen, gestand sie sich anfangs nicht die Empfindung ein, welche ihre Brust hegte, sondern überredete sich, daß sie nichts als Dankbarkeit für ihn fühle. Es war also mit einer Art Vergnügen und ohne das mindeste Mißtrauen, daß sie ihn täglich vor dem Palaste erblickte. Ihre Zuneigung zu dem jungen Manne ward ihr erst klar, als man sie mit dem Plane bekannt machte, sie mit dem Marquis de Los Herreros, einem der vornehmster Cavaliere des Hofes zu verheirathen. Dies Project mißfiel ihr durchaus, nicht bloß weil sie Feliciano liebte, sondern auch, weil sie den Marquis verabscheuete. Von jetzt an sann sie nur auf Mittel, diese Verbindung zu hintertreiben, und sie gelobte es sich, da sie Feliciano nicht heirathen konnte, dem verhaßten Marquis niemals ihre Hand zu reichen.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, kam es nur darauf an, ihn in Ausführung zu bringen, und dies war sehr schwierig. Verpflichtungen waren eingegangen worden und gewichtige Familienrücksichten sprachen zu Gunsten des Marquis. Wie konnte sie sich so bedeutenden und triftigen Beweggründen entgegenstellen? Vergebens sah sie sich nach Rath und Unterstützung um, sie sah nur gleichgültige Menschen oder solche um sich, die bei der projectirten Verbindung ihren Vortheil sahen.

In dieser Stimmung fand sie die Sennora Carmina. Wir haben gesehen, welches Resultat dieser Besuch hatte.

Donna Ignez bewohnte in dem Paläste einen kleinen, aus mehreren Gemächern bestehenden Thurm, über den sie ungehindert verfügte, und den sie nach ihrem Geschmacke hatte ausmöbliren lassen. Reiche Teppiche aus Ungarn und Flandern, und kostbare Meublen für sie ausdrücklich von Paris verschrieben, zeigten überall Pracht und Eleganz; treffliche Gemälde schmückten die Wände, kurz es fehlte nichts, um diesen kleinen Thurm zu einem entzückenden Aufenthalte zu machen. —

Ihr Dienst rief sie zur Königin erst beim Schlafengehen, also gegen Mitternacht; es blieben ihr bis dahin noch zwei Stunden, Donna Ignez entfernte daher unter verschiedenen Vorwänden ihre Dienerinnen, bis auf eine, und erwartete den jungen Studenten.

Derselbe erschien auch bald. Dank seiner Verkleidung, war er ohne Schwierigkeit bis in den Palast gelangt; niemand hatte daran gedacht, ihn zu fragen, was er dort wolle. Er fand Donna Ignez in einem ihrer Gemächer. Da sie seine Gegenwart nicht sogleich gewahrte, konnte er sie einen Augenblick mit Muße betrachten. Nie noch hatte sich etwas Reizenderes seinen Blicken dargestellt.

Donna Ignez hatte das schwarze, glänzende Haar, die Corallenlippen und die Perlenzahne einer Aragoneserin, und dabei zeigte ihr ganzes Wesen jenen Zauber, welcher mit Allgewalt jedes Herz besiegt. Man bezeichnete sie als die anmuthigste Dame des Hofes, und hierin hatte man vollkommen recht. Obgleich sie dazumal schon 18 Jahre zählte, hielt man sie kaum für 15, eine solche Jugendlichkeit bezeichnete noch ihr ganzes Wesen. Elisabeth von Parma, feurig, anmuthig, geistreich, fand in ihr sich selbst wieder und gewann sie sehr lieb. —

Das schöne Mädchen saß gerade auf einem Sopha und schien in Träumereien versunken; einer ihrer Arme hing nachlässig hinab, der Andere stützte ihr reizendes Haupt. Es vergingen ein'ge Minuten, bevor sie Feliciano bemerkte. Ueberglücklich, wagte er es nicht, sie in ihren Träumereien zu stören, plötzlich aber richtete sich Donna Ignez auf, trat zu der Lampe, welche im Gemache nur ein geheimnißvolles Licht verbreitete, nahm

ein Papier, es war der Brief des jungen Studenten, überflog den Inhalt noch einmal und zerknitterte das Blatt, indem sie ausrief:

„Der Unverschämte! Wenn mein Verdacht begründet ist, will ich ihn entlarven.“

Wemgal ten diese Drohungen? Gegen wen wurden sie geschleudert? Das bedarf einer kurzen Erklärung.

Als Sennora Carmina den Brief Felicianos an Donna Ignez überbracht hatte, glaubte das junge Mädchen, indem sie ihn las, den Inhalt schon früher anderswo gelesen zu haben. Aber wo? Nachdem sie hin und her nachsann, erinnerte sie sich, daß es bei der Königin gewesen sey. Wenn der geneigte Leser mit uns ein wenig zurück denken will an jene Stelle unsrer Erzählung, wo Alberoni den poetischen Erguß seiner Liebe an die Königin sandte, so wird er sich erinnern, daß die Monarchin, nachdem sie die Verse gelesen, das Papier mit einer verächtlichen Geberde auf den Tisch warf; Ignez hatte, als sie, nachdem Elisabeth sich zu dem Könige begab, allein zurückblieb, das Gedicht gelesen, dem indeß die Unterschrift fehlte, so daß sie nicht vermuthen konnte, daß es von dem ersten Minister herrühre.

Die junge Ehrendame hielt sich überzeugt, daß der Brief an die Königin und der an sie gerichtete, aus einer und derselben Quelle hervorgegangen wären, und wer sagte ihr, daß es nicht gewissermaßen ein an alle

Damen des Hofes gerichtetes galantes Circulair war? Da sie nun begreiflicherweise unserm Feliciano diese unverschämte Gedichtsvervielfältigung zuschrieb, und hocherzürnt war, so lange Zeit das Spielwerk eines armseligen Studenten gewesen zu seyn, beschloß sie sich zu rächen. Ihr erster Gedanke war, der Beleidigung Verachtung entgegen zu setzen und dem Marquis ihre Hand zu reichen; der zweite aber war, sich persönlich von der Betrügerei des Strafbaren zu überzeugen, und selbst zu sehen, wie weit er die Frechheit treiben würde. Alsdann wollte sie ihn rücksichtlos aus dem Palaste jagen lassen, ohne Mitleid, denn hatte er nicht durch sein unwürdiges Benehmen jede Erinnerung an den Dienst verwischt, den er ihr zu Salamanca geleistet?

Als sie aber die Worte: „will ich ihn entlarven," ausgesprochen, hatte sich Donna Ignez gewandt, und als sie nun einen jungen Mann gewahrte, der die Tracht eines Weinverkäufers trug, und seinen großen Hut verlegen in der Hand drehte, fragte sie, vergessend, daß sie der Sennora Carmina die Verkleidung des jungen Studenten anbefohlen, mit großer Lebhaftigkeit, was er wolle und wie er es wagen könnte, bis hieher zu dringen. gleich darauf erkannte sie ihn und rief: „Ha, Ihr seyd's, Sennor! tretet näher!" Sie sprach diese letzten Worte in einem geringschätzenden Tone.

Diese Aufnahme war gar zu verschieden von derje-

nigen, auf welche er gehofft hatte, er war so ungemein bestürzt, daß er keinen Schritt zu thun wagte; das Erstaunen fesselte ihn an den Boden.

„Seyd Ihrs, der mir diesen Brief geschrieben?“ fragte Ignez, ihm das Papier hinhaltend.

Feliciano war außer Stande, zu antworten, Ignez aber wiederholte heftiger ihre Frage, so daß er endlich etwas erwiedern mußte.

„Ja, Sennorita,“ stammelte er indem er sein Auge senkte. —

„Mir, mir, habt Ihr diesen Brief bestimmt?“

„Ja Sennorita!“

„Mir, mir, allein?“

„Euch ganz allein.“

„Betrüger! Lügner!“ schalt mit dem Füßchen stampfend Ignez zornentflammt. „Und dabei die Ruhe!“ Sich aber so viel als möglich bezwingend, sprach sie weiter: „Bevor Ihr Euch jeden Tag vor den Palast Buen Retiro stelltet um mich, wenn ich ausfuhr, zu begrüßen, kanntet Ihr da niemand anders am Hofe?“

„Niemand, Sennorita.“

„Keine Dame?“ fragte Donna Ignez.

„Keine?“ antwortete Feliciano.

„Auch nicht die Königin, unsre erhabene Monarchin?“

„Auch nicht einmal die Königin.“

Eine Pause trat ein. Die junge Ehrendame blickte scharf auf den Studenten. Es schien, als frage sie sich selbst, ob sie nicht das Spielwerk eines Traumes sey, ob dieser dem Anscheine nach so stille, natürliche, junge Mann, wirklich ein so arger Betrüger seyn könne? Sie beschloß indeß die Wahrheit um jeden Preis zu ergründen und fragte in einem etwas milderen Tone: „Euer Brief hatte doch ohne Zweifel einen Zweck?"

„Sennorita," antwortete Feliliano furchtsam, „der Inhalt spricht den Zweck deutlicher aus, als es meine Worte zu thun vermöchten."

„Glaubt Ihr denn etwa, ich hätte das Schreiben mit mehr Aufmerksamkeit gelesen, als jedes andere?"

Feliciano wagte nicht etwas zu erwidern; der verächtliche Ton der jungen Hofdame hatte sein Herz erstarren gemacht. —

„Nun, könnt Ihr nicht antworten?" fragte Donna Ignez, „warum zittert Ihr denn? Wovor fürchtet Ihr Euch? So sprecht doch, ich höre."

„Wohlan, Sennorita," stammelte er, „man sagt, Ihr wolltet Euch — verheirathen."

„Das ist wahr, und was weiter?"

„Ihr würdet dem Marquis de Los Herreros Eure Hand reichen."

„Das ist ganz richtig. Wohin soll das führen?"

„Ach, der Ueberglückliche!“ rief Feliciano mit einem tiefen Seufzer.

„Und was, ich frage Euch, was hat meine Vermählung mit Eurem seltsamen Briefe gemein?“

„Was mein Brief damit gemein hat? Habt Ihr denn nie daran gedacht, Sennorita, daß es jemand in der Welt geben könnte, dem Eure Verheirathung das Herz brechen würde?“ stammelte der arme Student, indem sich seine Augen mit Thränen füllten.

Das junge Mädchen, wider Willen bewegt, richtete einen theilnehmenden Blick auf ihn. Ein geheimer Instinct sagte ihr, daß Feliciano vielleicht nicht so strafbar seyn könne, als sie anfangs geglaubt hatte. Und dennoch war der Schein gegen ihn, alles klagte ihn an, alles verdammte ihn. Es lag also hier ein Geheimniß versteckt, das sie um jeden Preis erforschen wollte. Da sie indeß begriff, daß ihr das nur dann gelingen würde, wenn sie ihn nicht ferner einschüchterte, sprach sie, indem sie plötzlich Ton und Wesen veränderte.

„Wenn es wahr ist, daß derjenige, von dem Ihr redet, Theil an dem nimmt, was mich betrifft, weshalb hat er sich nicht so betragen, daß die Sache sich anders gestaltet hätte?“

„Wie, Sennorita, wäre das möglich? Es gäbe noch ein Mittel? Um des Himmels willen sprecht, was muß

geschehen, und Euch soll unverzüglich Folge geleistet werden."

„Zuerst muß ich den Beweis haben, daß der Schein mich getäuscht."

„Ich verstehe Euch nicht," sprach der junge Student.

„Ihr versteht mich nicht? So gebt Acht auf meine Worte und antwortet mir ohne Umschweife. Es ist nutzlos, mit Worten zu kargen, sprecht also frei heraus, Ihr liebt mich, oder Ihr glaubt wenigstens mich zu lieben."

„Ach, Sennorita, ich liebe Euch mit ganzer Seele, Gott der Allmächtige ist mein Zeuge."

„Habt Ihr, besinnt Euch, für mich, für mich ganz allein dasjenige geschrieben, was dieser Brief enthält?"

„Für Euch nur, für Euch ganz allein!"

„Ihr bleibt bei der Behauptung?"

„Ich beschwöre es."

„Nehmt Euch in Acht, Eure Hartnäckigkeit kann Euch verderben."

„Ich bin meiner Sache gewiß, ich fürchte nichts."

„Wie aber kommt es denn, daß ich einen ganz gleichen Brief mit demselben Inhalte bei einer Person gefunden — bei einer Person, die am Hofe eine zu hohe Stellung behauptet, als daß ich es wagen sollte ihren Namen auszusprechen?

Feliciano stand wie niedergedonnert da. Er hatte einen Brief abgeschrieben, dessen Verfasser er nicht war, ein anderer vor ihm hatte sich schon des Inhalts bedient. Da ihm indeß nur die Wahl übrig blieb, entweder für einen Plagiarius oder für einen Abenteurer zu gelten, besann er sich nicht lange. Ein wenig Schaam war bald überwunden; er gestand aufrichtig, was sich zugetragen hatte, hoffend, daß seine Offenherzigkeit, vor allen aber der Beweggrund, aus welchem er gehandelt, ihm Verzeihung verschaffen würden. Und wirklich, hocherfreut ihn schuldlos zu wissen, weidete sich das jungr Mädchen an seiner Verlegenheit, darauf aber fühlte sie das größte Verlangen, zu erfahren, wer es gewagt haben konnte, einen solchen Brief an die Königin zu schreiben, und sie fragte daher. „Aber diesen Brief, von wen habt Ihr ihn, wo habt Ihr ihn erhalten?“

„Von Sr. Eminenz, dem Cardinal Alberoni, Sennorita.“

„Von dem Herrn Cardinal? Ha, Ihr scherzt!“

„Ich scherze nicht, ich spreche die Wahrheit, Sennorita.“

„Wie, er hat ihn Euch gegeben?“

„Ich schwöre es Euch, Sennorita.“

„Und bei welcher Gelegenheit machte Se. Eminenz Euch dieses galante Geschenk?“

Feliciano erzählte nun erröthend seinen Besuch bei Alberoni, er verschwieg auch nicht das kleinste Detail.

„Ist es möglich!“ rief Donna Ignez, jetzt zu gleicher Zeit unwillig und erfreut, „er hat es gewagt, Euch auf diese Weise zu behandeln, für einen Diener des Herrn verräth das wenig Mitleid. Aber sagt mir, das Concept des Briefes, Ihr habt es ohne Zweifel aufbewahrt?“

„Hier ist es,“ sprach der Student, indem er das Papier aus der Tasche zog.

„Gebt her!“ Donna Ignez hatte das Blatt kaum überflogen, als sie auch ausrief: „Es war also nicht ohne Grund, daß ich ihn in Verdacht hatte, meine Beobachtung hat mich nicht getäuscht! Ja, ja, das ist seine Handschrift, ich erkenne sie vollkommen, Ha, mein Herr Cardinal, fuhr sie leiser vor sich hinsprechend fort, „Sie wagen es also, Ihre Monarchin zu lieben uud es ihr zu erklären. Sie verwenden klüglich Ihren ganzen Einfluß zu einer Vermählung zwischen mir und einem Manne den ich verabscheue, den Sie achten, oder den Sie vielmehr fürchten, was bei Ihnen gleichviel gilt. Sie weisen das Gesuch eines armen jungen Mannes zurück, ohne daran zu denken, daß Sie einst ebenfalls arm waren, und dennoch geben Sie ihm eine so furchtbare Waffe in die Hände! Welche gränzenlose Unvorsichtigkeit! sie ist mehr als hinreichend, um zwanzig Günstlinge zu stürzen.“ — Und sich wieder zu Feliciano wendend, fuhr sie fort: „Bewahrt dieses Papier sorgfältig auf, bewahrt

es auf wie einen kostbaren Schatz, laßt es Euch durch keine Drohung abschwatzen."

„Ich begreife nicht, welche Wichtigkeit dieses Papier haben kann?"

„Ihr wißt also nicht, wer den Inhalt geschrieben?

„Wie sollte ich das wissen?"

„Wohlan, Ihr werdet es erfahren, wenn es Zeit seyn wird." —

Feliciano hätte gern gesehen, daß man ihm jetzt gleich das Räthsel gelöst hätte, dessen Held er wider Willen geworden war; da er es aber nicht wagte, die junge Dame mit Fragen zu belästigen, so ließ er sie ruhig willfahren; das junge Mädchen fragte ihn dagegen ob er genau und pünktlich dasjenige erfüllen wolle, was sie von ihm verlangen werde. Der junge Mann bejahete freudig diese Frage.

„Ihr wollt mir gehorchen, was auch immer geschehen mag?"

„Ich werde pünktlich gehorchen."

„Bedenkt, Euer Glück, Eure Existenz, Eure ganze Zukunft stehen auf dem Spiele."

„Wie! Vielleicht gar die Aufhebung Eurer Verbindung mit dem Marquis?"

„Ja, ja, vielleicht gar die Aufhebung meiner Verbindung mit dem Marquis. Vielleicht gar," fügte sie

leise im schlauen Tone hinzu, „meine Verbindung mit einem — Andern.

„Großer Gott!“ rief der arme Student ganz außer sich, „ich träume doch nicht? Ihr täuscht mich doch nicht?“

„Don Feliciano,“ erwiederte die junge Ehrendame, indem sie das Wort Don stark betonte, „ein glänzender Weg liegt vor Euch geöffnet da, es kommt nur darauf an, ihn mit festem Schritte zu betreten. Ich werde Euch dabei als Rathgeberin dienen.“

„Ihr Sennorita?“

„Ich, ja, mein Freund!“ Darauf gab sie ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er sich entfernen möge, sie geleitete ihn bis zur Thür und fügte mit einem huldvollen Lächeln hinzu: „Lebt wohl, Feliciano auf baldiges Wiedersehen! Seyd vorsichtig, verschwiegen und entschlossen, dann wird alles gut gehen, ich gebe Euch die Versicherung!“

V.

Das Complott.

Um das Folgende dieser Erzählung vollkommen zu begreifen, ist es durchaus nothwendig, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Der erste Gedanke der Herzogin von Ursino, als sie in Saint Jean de Luz anlangte, wo sie erst ihre Freiheit wieder erhielt, nachdem sie auf Befehl der verletzten Monarchin durch nur allzu bereitwillige Höflinge fortgeführt worden, war der, daß sie das Opfer einer Machination sey und daß ein mächtiger Feind sie bei ihrer jungen Gebieterin verhaßt gemacht habe. Auf solche Weise verjagt man nicht leicht eine Frau ihres Standes, ihrer Verdienste! Man zwingt sie nicht, hundert Lieus, in Gallatracht, mit entblößtem Haupte, ohne Mantel zurückzulegen, und zwar mitten im Winter! Man läßt sie nicht in diesem Zustande Tag und Nacht reisen, ohne ihr Zeit zu gönnen, sich wärmer zu bekleiden, wenn man sie nicht eines großen Verbrechens beschuldigen kann. Und welches Verbrechen hatte sie denn begangen? Machte die Königin ihr einen Vorwurf darum, daß sie sich in größter Gallatracht präsen=

tirte? Oder zürnte sie über die Kühnheit, mit welcher sie ihre Herrin auf die in Spanien herrschende Etikette aufmerksam machte? In diesem Falle wäre Eifer für diese in Elisabeths Augen strafbar.

Wie dem nun aber auch seyn mochte, die Herzogin von Ursino war nicht die Frau, in dieser Rücksicht in Ungewißheit zu bleiben, es drängte sie, zu erfahren, woran sie eigentlich sey. Sie schrieb daher sogleich an den König; Philipp V. aber antwortete nicht. Sie schickte eine Botschaft an die verwittwete Königin, welche in Bayonne residirte; die Königin Mutter aber weigerte sich, sie zu empfangen. Empört über das, was sie Undankbarkeit nannte, wandte sie sich wieder zu ihren ersten Freunden; sie sandte ihren Neffen Lanti nach Versailles, Ludwig der Vierzehnte aber und Frau von Maintenon hatten für sie nur taube Ohren. Sie hatte beide in früherer Zeit allzu schwer verletzt, als daß sie jetzt daran denken sollten, ihr nützlich zu werden.

Ihre Ankunft in Paris hatte keinen glücklicheren Erfolg. Abgestiegen bei dem Herzoge von Noirmoutier, ihrem Bruder, empfing sie dort anfangs einige officielle, doch nicht freundschaftliche Besuche, bald aber hörten auch diese Besuche auf, und die stolze Prinzessin stand nunmehr völlig isolirt da.

Für die Herzogin von Ursino war eine solche entschiedene Gleichgültigkeit eine wahre Folter. Da sie sich

nicht länger in diese Vergessenheit zu fügen vermochte, und ihre Laufbahn nicht besiegt verlassen wollte, ohne noch einmal gekämpft zu haben, zog sie sich vorläufig in ein prachtvolles Schloß zurück, welches sie in Touraine besaß. Dieses Schloß, von dem jetzt fast nichts mehr übrig ist, ward Chanteloup genannt, wegen seiner Lage in der Mitte einer großen Waldung. Es galt für eines der schönsten Schlösser Frankreichs. Es war so prachtvoll ausgestattet, daß man behaupten konnte, Aubigny, der es erbauete, wollte eine königliche Residenz daraus schaffen. Alles, was Natur und Kunst zu bieten vermochten, war dort in Ueberfluß vereinigt. Es hatte sieben Millionen gekostet, welches eben so viel ist als zehn Millionen in unsern Tagen.

Die Herzogin von Ursino blieb dort zwei Jahre lang, welche sie mit Thätigkeit darauf verwandte, um ihr Wiedererscheinen auf dem Schauplatze vorzubereiten. Nach Ablauf dieser Zeit verließ sie Chanteloup und kehrte insgeheim nach Spanien zurück. Ihr erster Gedanke war gewesen, gegen den König zu conspiriren, den sie für die Ursache ihrer Ungnade hielt, als sie aber bald die bestimmten Beweise erhalten hatte, daß diese be einzig und allein von dem Cardinal Alberoni herrühre, beschloß sie, alle ihre Intriguen gegen diesen zu richten. Sie schwur es sich, den Götzen von seinem Piedestal zu stürzen, und zwar um jeden Preis und sollte es Philipp V.

seinen Thron kosten. Sie wollte alsdann über den Letzteren zu Gunsten des Herzogs von Orleans verfügen, der, war er gleich jetzt brouillirt mit ihr, ihr unfehlbar alsdann seine Gnade wieder schenken würde.

Unterrichtet von dem, was sich am Hofe zutrug, durch den Briefwechsel, den sie mit ihrem Schützling, Donna Ignez von Toledo, unterhielt, hatte sie einen Emissair vorausgeschickt, auf den sie sich verlassen konnte. Dieser Letztere war ein italienischer Musiker, gewandt, schlau und thätig; er nannte sich Sabbadini.

Der Cardinal hatte Sabbadini früher verfolgt und der Musiker hegte daher gegen ihn einen unversöhnlichen Groll. Er bereitete alles vor; an Unzufriedenen fehlte es nicht. Alberoni schien Gefallen daran zu finden durch Hochmuth und stolzes Benehmen die Zahl derselben täglich zu vermehren.

Als daher die Herzogin von Ursino in Madrid anlangte, fand sie das Complott völlig vorbereitet, wenigstens in der Theorie. Die höchsten Würdenträger des Königsreichs hatten sich ihm angeschlossen; selbst ein Minister: der Finanzminister Orry, hatte sich der Verschwörung zugesagt, ein Cardinal gleichfalls. Die rachsüchtige Herzogin hatte, wie schon bemerkt, nicht nur den Zweck, Alberoni zu stürzen, sie wollte auch einen andern an dessen Stelle erheben.

Don Louis Fernandez Boccanegro, Cardinal Cle-

menz IX. und Erzbischof von Toledo, war ein Greis von imposantem Aeußeren, rechtlich, höflich, offenherzig freigesinnt, besaß er indeß nur mittelmäßige Verstandeskräfte und war leicht zu leiten: dabei war er ein erklärter Feind Alberonis. Dies war ganz und gar der Mann, wie ihn die Ex-Favoritin wünschte; es gelang ihr ganz leicht, ihm ihre Absichten einleuchtend zu machen und seine Billigung derselben zu erlangen. Der Zweck der Herzogin, indem sie ihn in die Stelle des Premierministers brachte, war, mit ihm wieder zur Macht zu gelangen und unter seinem Namen wie früher alles zu leiten.

Eines der vorzüglichsten Oberhäupter des Complotts, der Herzog von Escatona, ein 72jähriger Greis, groß, mager, stolz, mit tiefliegenden Augen, einem harten strengen Blick und kahlem Haupte, hatte seine Wohnung den Unzufriedenen geöffnet. Bei ihm also fanden die Versammlungen statt und bei ihm stieg auch die Herzogin von Ursino ab. Kaum angelangt, ließ sie ihre Nichte durch den Herzog von ihrer Ankunft in Kenntniß setzen und sie auffordern, sich zu ihr zu begeben; Donna Igne erschien allsogleich. Die Herzogin, welche ihre Verschwiegenheit nnd ihre Entschlossenheit kannte, theilte ihr ihren Plan mit und fügte hinzu, daß sie über ihre Hand zu Gunsten des Marquis de Los Herreros verfügt habe. Der Marquis war alt, häßlich und besaß kein Vermögen,

aber er war erster Kammerherr, er galt alles bei Philipp V., man bedurfte seiner. Donna Ignez, die mit ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihrem Vermögen Eindruck auf ihn gemacht hatte, war ihm zur Belohnung als Gemahlin zugesagt. Wir haben schon erfahren, was Donna Ignez von dieser Verbindung dachte, wie sie nur Zeit zu gewinnen suchte, und wie sie nach der Unterredung mit Feliciano beschlossen hatte, sich dieser Vermählung um jeden Preis zu entziehen.

Unter diesen Vorbereitungen war endlich der Tag erschienen, an welchem die Verschwörung ausbrechen sollte. Alle Theilnehmer derselben fanden sich also an dem bestimmten Tag bei dem Herzoge von Escatona ein. Unter ihnen bemerkte man den Grafen von Palma, Neffen des Cardinals Boccanegro den Herzog Rio-Secco, vormaligen Gouverneur von Mailand, Don Frederic von Toledo, einen nahen Anverwandten der Donna Ignez. Don Antonio Ubilla, Secretair der universellen Depeschen, Don Bonavides von Saint Estaban, Vicekönig von Sardinien und Sicilien, und endlich den alten Marquis von Los Herreros und die Herzogin von Ursino. Alle diese Notabilitäten, bis auf den Herzog von Los Herreros und die Herzogin, hatten sich sehr einfach gekleidet, damit ihr Erscheinen bei dem Herzoge von Escatona so wenig als möglich auffalle. In ihren ungestickten Kleidungen, so wie mit ihren Degen mit

stählernen Griffen, hätte man sie für schlichte Bürger halten können; die Herzogin von Ursino hingegen hatte alle Coquetterie aufgeboten, um eine Toilette zu zeigen, die ihre noch übrigen Reize möglichst hervorhob. Sie war mit Perlen und Spitzen geschmückt und so hatte sie trotz ihrer 75 Jahre noch ein höchst imposantes Ansehen.

Der Marquis de Los Herreros war das lebendige Conterfey des Don Quichotte von Cervantes, übrigens gab es keinen Hidalgo, der hochmüthiger, reizbarer, eigensinniger, hinterlistiger und eitler gewesen wäre. Ritter vom goldnen Schlüssel und erster Kammerherr Philipps V., hätte er um keinen Preis der Welt seinen glänzenden Anzug auch nur auf einen Augenblick lang abgelegt.

Der Herzog von Escatona hatte, um seine adlichen Mitverschwornen würdig zu empfangen, einen der größten Säle des Palastes in Bereitschaft setzen lassen, den er in der schönen Straße Alcala besaß. Maßregeln der Vorsicht waren getroffen worden: alle Mauern waren mit dicken Teppichen, alle Fenster mit dreifachen Vorhängen bedeckt. Das Spiel, welches man spielen wollte, war höchst gefahrvoll: eine von der Prinzessin ausgegebene Parole verschaffte allein den Eintritt in den Palast.

Es ereignete sich übrigens bei dieser Gelegenheit, was sich in der Regel bei Verhandlungen dieser Art, die keinen bestimmten Character tragen, zu ereignen pflegt.

Da sie sich, selbst in dem Interesse ihrer Angelegenheit, bis jetzt nur einzeln sprechen konnten, so hatten alle Oberhäupter, denen ihre Stellung Macht gegen Alberoni verlieh, auch einzeln versprochen, alle ihre Kräfte für den gemeinsamen Zweck zu verwenden, als aber jetzt der Tag erschien, hatte keiner das Geringste ins Werk gesetzt. Jeder von ihnen hatte auf den andern gerechnet und war so unthätig geblieben, als ob das Complott sich durch sich selbst machen könne. Die Herzogin von Ursino sah sich demnach grausam enttäuscht, sie, welche, ihren unvorsichtigen Freunden vertrauend, herbeigeeilt war, gewissermaßen die brennende Lunte in der Hand, glaubend, sie brauche nur die sorgfältig angelegte Mine anzuzünden. Sie verlor indessen den Muth nicht, die ihr eigenthümliche Energie steigerte sich sogar im Angesichte der Schwierigkeiten und Gefahren. Mehrere der Verschwornen, welche das Complott schon als gescheitert betrachteten, und sich einem Kampfe gegen Alberoni nicht aussetzen wollten, sprachen schon von einem Rückzuge; Andre sprachen nicht, theilten aber diese Ansicht. Die Herzogin von Ursino sah ein, daß sie Gefahr liefe, gänzlich verlassen dazustehen. Dem mußte sie um jeden Preis zuvorkommen, die Augenblicke waren kostbar.

Die Gelegenheit, welche sich darbot, einmal verloren, fand sich schwerlich wieder, und derjenige, dessen die Herzogin von Ursino nur mit Haß gedenken konnte, hatte dann

auf immer gesiegt. Welches Mittel konnte angewendet werden, um die Furcht zu besiegen, welche immer mehr und mehr um sich griff. Schon herrschte ein Tumult im Salon, alle Anwesenden wollten zu gleicher Zeit reden, und Niemand gelangte dazu, sich Gehör zu verschaffen. — Da kam ihr glücklicher Weise ein unvorhergesehenes Ereigniß zu Hülfe.

Grade in dem Augenblicke, als schon Alles verloren schien, bewegte sich plötzlich der Teppich, der die Mauer bedeckt hielt, er ward gehoben, und herein trat die reizende Mündel der Herzogin, Donna Ignez von Toledo. Es war gerade der Tag nach ihrer Unterredung mit Feliciano. Bei ihrem Anblick schwieg plötzlich alles, wie von einem Zauberschlage berührt; mehrere der Cavaliere denken an Verrath und wollen die Flucht ergreifen; Donna Ignez aber hält sie durch einen Wink zurück, dann schreitet sie bis zur Mitte vor und spricht in einem sanften aber festen Tone: „Fürchten sie nichts, meine Herren, ich komme nicht in feindseliger Absicht hieher, im Gegentheil, ich bringe Ihnen das Mittel nach dem sie bisher vergebens gesucht haben, das Mittel, Ihren Feind zu stürzen, den ich hasse, weil er der Feind meiner edlen Beschützerin ist.“

Es ist unmöglich die Wirkung zu schildern, welche die Worte der Donna Ignez auf die Versammlung hervorbrachten. Die Herzogin von Ursino eilte erstaunt

und bewegt auf ihre Nichte zu, neben der bereits der verliebte Marquis de Los Herreros stand, dessen Huldidigung sie aber nur kalt aufnahm. Die übrigen Verschwornen bestürmten sie mit Fragen, das Rettuugsmittel zu nennen.

„Ich bin dazu bereit,“ sprach die junge Ehrendame, „jedoch nur unter drei Bedingungen.“

„Und welche? welche? Sprechen Sie, wir beschwören Sie darum.“

Ignez von Toledo zögerte, sie fühlte die ganze Wichtigkeit dessen, was sie vorbringen wollte.

„Wohlan, mein theures Kind, was zögerst Du, nenne die Bedingungen, wir sind begierig, sie zu hören,“ sprach die Herzogin.

„Ich weiß nicht — ob ich in Gegenwart dieser Versammlung — —“

„Fürchte nichts, mein Kind, es ist hier niemand anwesend, der nicht würdig wäre, das mit anzuhören, was Du uns mitzutheilen hast.“

„Sie fordern mich dazu auf, Frau Herzogin?“ fragte Ignez noch immer zögernd.

„Ich bitte Dich darum.“

„Wohlan“ fuhr Ignez fort, „so bitte ich den Herrn Marquis de Los Herreros zuerst um Verzeihung, es ist durchaus nicht meine Absicht, ihn zu beleidigen, meine erste Bedingung ist, daß meine Verbindung mit

ihm nicht stattfinde. Die zweite Bedingung ist, daß ein Jemand, den ich später nennen werde, in dieser Rücksicht — an seine Stelle trete. Und als dritte Bedingung verlange ich, daß, wenn das Complott den glücklichen Erfolg gehabt hat, jene von mir zu bezeichnende Person dem Könige zu der Stelle eines Geheimschreibers vorgeschlagen werde. Sind diese drei Bedingungen angenommen?" fragte die junge Ehrendame in einem zugleich schüchternen, doch entschlossenen Tone.

Der Marquis de Los Herreros stand wie niedergedonnert da, während die Herzogin, fast eben so erstaunt wie er, sich bemühte, ihre Nichte die Unmöglichkeit ihres Verlangens einleuchtend zu machen. Sie stellte ihr vor, daß, weit entfernt, das Unternehmen zu begünstigen, sie auf diese Weise dasselbe unfehlbar scheitern machen würde, daß der mächtige Marquis, dessen Belohnung die Hand der Donna Ignez seyn sollte, sich sofort von einer Verschwörung zurückziehen werde, von der ihm seine Anhänglichkeit für den Cardinal Alberoni lange Zeit fern gehalten hatte, und der sich nur angeschlossen, um die Hand der Donna Ignez und mit derselben ihr Vermögen zu erlangen.

Donna Ignez war taub gegen die Vorstellungen und Bitten, ja taub gegen die Drohungen der Herzogin. Sie erwiderte, daß der Herr Marquis nicht weniger compromittirt seyn würde, wenn er sich jetzt von der Verschwörung zurückziehe, und daß also sein Ineretsse, wie

das Aller Uebrigen, die Annahme ihrer Bedingungen erfordert.

Die Herzogin von Ursino zog darauf den Marquis bei Seite. Die übrigen Herrn, bei denen Hoffnung und Muth zurückgekehrt waren, hatten sich bereits bei ihm vergebens in Vorstellungen erschöpft, um ihn zur Annahme der Bedingung seiner Verlobten zu bewegen. Der alte stolze Kammerherr, in seiner Selbstliebe wie in seiner Ehrsucht verletzt, schwur bei allen Heiligen, und diese sind zahlreich in Spanien, daß er sich lieber zurückziehen und mit den übrigen Verschwornen untergehen, als eine solche Beleidigung ertragen wolle. Als aber die schlaue und gewandte Herzogin leise zu ihm gesprochen hatte, ward er plötzlich anderen Sinnes und gab zum gränzenlosen Erstaunen aller Anwesenden, trotz der so eben ausgesprochenen Schwüre — die verlangte Einwilligung.

Dies war Alles, was Donna Ignez forderte. Sie zog sich einen Augenblick lang zurück, um die Bedingungen schriftlich aufsetzen und denjenigen benachrichtigen zu lassen, von dem, wie sie sagte, das Glück der Verschwörung abhänge.

Eine halbe Stunde darauf ward Feliciano, dessen Namen und Wohnung man angegeben hatte, in die Versammlung geführt; er nahte sich furchtsam, unsicher und wußte auch nicht ein Wort von dem, was man von ihm begehren würde, aber er folgte blindlings der ihm

von Donna Ignez gesandten Aufforderung, unverzüglich an diesem Orte zu erscheinen. Ein Gemurmel des allgemeinsten Erstaunens ließ sich hören, als der junge Student eintrat.

VI.

Eine Treulosigkeit.

Das Erscheinen Felicianos brachte in der Versammlung der edlen Verschwornen eine Wirkung des Erstaunens und der Enttäuschung hervor. Man hatte gehofft, einen Helden zu sehen, von majestätischer Gestalt, mit hoher edler Stirn, starkem Schnauzbarte und imponirendem Wesen; anstatt eines solchen imposanten Bundesgenossen, erschien jetzt ein junger Mann mit blondem Haar, blauen Augen, sanftem Blick und weicher Stimme, in einer überaus abgetragenen Kleidung.

— Man glaubte sich durch Donna Ignez mystificirt, und der Schrecken erfaßte neuerdings einige Gemüther. Jedenfalls aber wartete man auf eine Aufklärung. Feliciano ließ, sein blaues Barett in der Hand, seinen schüchternen Blick um sich herschweifen, indem er sich selbst die Frage stellte, in welchen Verein der Befehl seiner Geliebten ihn geführt haben könne.

Der Herzog von Escatona, welcher als Herr des Hauses in der Versammlung den Vorsitz führte, ließ den jungen Studenten näher treten und fragte nach seinem

Namen, seiner Wohnung und seinem Stande. Er stellte ihm darauf in einer langen Rede vor, was das Heil, die Ehre und die Zukunft des Landes durchaus verlangten. Spanien sey sein zweites Vaterland, bemerkte er ihm, seine zweite Mutter; Feliciano, obgleich Italiener von Geburt, sey demnach Spanien alles schuldig. Endlich kam er auf die Hauptsache, den Zweck, warum man ihn hieher beschieden hatte. „Ohne Zweifel,“ sprach er, „hat man Sie mit demjenigen bekannt gemacht, was uns hier vereinigt?“

„Gnädigster Herr,“ stammelte der Student, „ich — ich —“

„Sie wissen doch, daß wir im Interesse des Thrones handeln?“

„Wenn der gnädige Herr erlauben wollen — —“

„Daß wir nur reine und loyale Absichten haben.“

„Gnädiger Herr, gestatten Sie mir nur, daß ich — —“

„Ohne Zweifel hat man Sie auch von dem Ernst unsrer Projecte in Kenntniß gesetzt; sie sind von der allergrößten Wichtigkeit.“

„Ich glaube das alles, gnädiger Herr, indessen — —“

„Man wird Ihnen nicht verborgen haben, daß Ihnen, was Sie auch immer gehört haben werden, die größte Verschwiegenheit obliegt?“

„Ach, gnädigster Herr, und wenn man mich auf die Folter spannte, man würde mir kein Wort entpressen.

Sehn Sie, das wäre ganz unmöglich, grade deshalb möchte ich Sie fragen — —"

„Man wird Ihnen gesagt haben, und ich muß es Ihnen wiederholen, daß ein Verrath auf das härteste bestraft werden würde."

„Der Verrath ist ja immer ganz abscheulich, wo aber ein Verrath stattfinden könnte, müßte Ew. Excellenz mir zuvor — —"

„Daß der Tod den Schuldigen treffen würde."

„In diesem Falle, gnädiger Herr, ist mein Leben gänzlich ungefährdet, denn — —"

„Jetzt antworten Sie mir. Kennen Sie keinen der hier anwesenden Edlen?"

Feliciano ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen und machte alsdann ein verneinendes Zeichen.

„So schwören Sie denn," fuhr der Herzog sehr feierlich fort, indem er seinen Degen erfaßte, dessen Griff ein Kreuz bildete, „so schwören Sie bei diesem heiligen Zeichen, an Niemand etwas von dem zu offenbaren, was Sie bereits erfahren haben oder noch erfahren werden."

Anfangs bestürzt über eine solche Feierlichkeit, wußte Feliciano nicht, was er thun solle; alles was er sah und hörte, war für ihn ein Räthsel, dessen Lösung er vergebens suchte. Da es ihm aber einfiel, daß der Herr, der zu ihm gesprochen, bemerkt habe, daß er mehr erfahren würde, und bedenkend, daß dies Mehr vielleicht hin-

reichen würde, ihn von der ganzen Sache in Kenntniß zu setzen, antwortete er, indem er seine Hand auf den Degen legte: „ich schwöre es, ich schwöre es."

„Ich halte es für überflüssig," nahm der Präsident wieder das Wort, „Sie daran zu erinnern, daß jeder gute Castilianer — und das sind Sie ohne Zweifel — sein Wort mit seinem Leben aufrecht erhalten muß."

„Das ist vollkommen überflüssig." — —

„Ganz gut, mein Herr, jetzt sagen Sie uns, was Sie bereits wissen."

„Was ich weiß? von wem?"

„Von demjenigen, den unsre gemeinsamen Anstrengungen stürzen wollten."

„Aber, gnädigster Herr, was soll ich Ihnen sagen?"

Alles, was sie wissen, ohne auch nur das Kleinste wegzulassen."

„Das würde mir in der That recht schwer fallen."

„Fürchten Sie nicht, sich zu compromittiren, Sie sind hier unter Freunden, sein sie also unbesorgt."

„Ach, daran zweifle ich nicht — aber — —"

„Und was hält Sie noch zurück?"

„Ein ganz einfacher Grund."

„Der wäre?"

„Um etwas offenbaren zu können," versetzte naiv der arme Student, „muß man doch etwas wissen, ich armer Schelm aber, der ich hier in Madrid ganz unbe-

kannt bin, ich weiß keine Silbe von dem, worüber Sie mich befragen.“

Bei diesen seinen Worten erhob sich in der Versammlung ein drohendes Gemurmel. Man nannte Schlauheit und Arglist, das, was nichts als Unwissenheit und Naivetät war; es fehlte wenig, daß einige der Zornigsten sich an dem jungen Manne vergriffen hätten. Der Herzog von Escatona richtete auf Feliciano einen wüthenden Blick und sprach:

„Vergessen Sie denn, vor wem Sie stehen und zu wem Sie reden? Erfahren Sie denn, daß Sie sich in Gegenwart der vornehmsten Cavaliere Spaniens befinden und daß Sie diesen Achtung und Ehrerbietung schuldig sind?“

Der Student senkte verwirrt das Haupt, der Herzog fragte sehr heftig: „Beharren Sie noch ferner in Ihrem Schweigen?“

„Aber, um des Himmels willen,“ rief Feliciano, den die Hartnäckigkeit des Fragers zur Verzweiflung trieb, „was soll ich Ihnen sagen? Ich weiß durchaus von nichts.“

Der Cardinal Bocanegra nahm nunmehr das Wort und sprach jetzt in einem ruhigeren Tone: „Vielleicht wäre es gut, den jungen Mann zuvor von dem zu benachrichtigen, was so eben zu seinen Gunsten hier beschlossen wurde.“

„Zuvor muß er reden,“ fiel gebieterisch der Marquis de Los Herreros ein. „Es wäre unvorsichtig, ihm das Resultat unsers Entschlusses kund zu thun, ohne vorher zu wissen, in wiefern wir auf ihn rechnen können. Noch bestätigt uns nichts, das er wirklich das unfehlbare Mittel besitzt, dessen wir bedürfen. Wenn er uns treu ergeben ist, wenn er unsrer Sache treu und redlich dienen will, so rede er und wir werden dann entscheiden. Im entgegengesetzten Falle aber, sey es nun Verstellung oder Unwissenheit, müssen wir auf unsrer Hut seyn.“

„Sie hören also, junger Mann,“ nahm der Präsident wieder das Wort, „wenn Sie gegen ihn einige mündliche oder schriftliche Beweise besitzen, verstehn Sie mich, Zeugnisse, die ihn stürzen können, liefern Sie sie uns aus, Sie werden alsdann erfahren, welche Belohnung Ihnen bestimmt ist.“

Feliciano war wie auf der Folter. Was sollte er thun? was offenbaren? Durch welches Ereigniß war er in das Schicksal so vieler vornehmer Personen verflochten? Was konnte er wissen, das für sie ein so großes Interesse hatte? Wenn doch wenigstens Donna Ignez anwesend gewesen wäre! Aber wo konnte sie seyn? Warum ließ sie ihn in einem so verhängnißvollen Augenblicke im Stich?“

„Haben Sie mich nicht verstanden?“ fragte der Präsident aufs Neue, „muß ich Ihnen stets dieselbe

Aufforderung wiederholen? Wenn Sie also gegen ihn, gegen ihn — —"

„Aber, um Gotteswillen, von wem reden Sie denn eigentlich, gnädiger Herr?" unterbrach ihn Feliciano ungeduldig. —

„Hüten Sie sich, junger Mann, hüten Sie sich, die Geduld dieser erlauchten Gesellschaft geht zu Ende."

„Aber, gnädigster Herr," stammelte der arme Student, dessen Angst sich immer mehr steigerte, „hier herrscht durchaus ein Mißverständniß, hinsichtlich der Person, ich wiederhole es Ihnen, ich weiß von nichts, ich habe nichts, ich kann also auch nichts offenbaren."

„Weshalb haben Sie diese Erklärung nicht sogleich von sich gegeben?"

„Gnädigster Herr, ich habe es mehrmals vergebens versucht, Sie aber ließen mich niemals zu Worte kommen."

Eine außerordentliche Bewegung herrschte in der Versammlung. Man wußte nicht, was man von einer solchen Hartnäckigkeit denken sollte, denn man konnte nicht glauben, daß Donna Ignez diesen jungen Mann hergebracht haben würde, ohne seiner gewiß zu seyn. Ein gewichtiger Beweggrund mußte ihm also den Mund verschließen. Der Cardinal Boccanegra nahm neuerdings das Wort. „Ich will" sprach er „nicht auf meinen früheren Vorschlag zurückkommen, nämlich den jungen Mann damit bekannt zu machen, was zu seinen

Gunsten hier beschlossen worden; herrscht hier wirklich ein Mißverständniß, so ist nur Donna Ignez zu ersuchen, hieher zurückzukehren, um den Irrthum aufzuklären."

„So ist es recht," riefen alle Anwesenden, „Donna Ignez muß zurückgerufen werden!" — Als die Letztere erschien, trat wieder die tiefste Stille ein. Feliciano zitterte, als ihr Name ausgesprochen wurde, ihr Anblick aber reichte hin, ihn zu beruhigen, obgleich er noch immer nicht errieth, was man von ihm verlange. Sein Gesicht erheiterte sich. Donna Ignez trat ruhig, entschlossen und lächelnd vor. Von dem Präsidenten und der Herzogin von Ursino aufgefordert, überreichte sie der Letzteren ein Papier.

„Erlauben Sie mir zuvor," sprach sie, „Sie gnädige Frau und den Herrn Marquis von Los Herreros um die Unterschrift dieses in gehöriger Form aufgesetzten Documents zu ersuchen."

„Was soll das wieder?" fragte der Marquis, indem er die Stirn in Falten zog.

„Eine ganz einfache Förmlichkeit, Sie mögen selbst urtheilen." —

Das Papier enthielt die Ratification der von dem Marquis übernommenen Verpflichtung: seinen Ansprüchen auf die Hand der Donna Ignez zu entsagen, so wie die Einwilligung der Herzogin von Ursino zu ihrer Verbindung mit Feliciano; und das Versprechen: den

Letzteren zum Range eines Geheimschreibers des Königs erheben zu lassen, versteht sich, das Alles unter der Bedingung, daß durch die, von Feliciano anzugebenden Mittel der Cardinal Alberoni gestürzt und der Cardinal Boccanegra an dessen Stelle zum Premierminister ernannt werden würde. Die Ausfertigung dieses Documents hatte die bisherige Abwesenheit der jungen Ehrendame veranlaßt. —

Die Herzogin unterschrieb ohne zu zögern; dies war aber nicht der Fall mit dem Marquis, trotz der dringenden Aufforderungen, welche die Herzogin leise an ihn richtete. Hocherzürnt, daß man es wagte, einen armseligen Studenten ihm vorzuziehen, wies er verächtlich die Feder zurück, welche Donna Ignez ihm hinreichte. Endlich entschloß er sich indeß doch dazu, wenn auch nach vielem Zögern, in Folge der dringenden Aufforderung der Versammlung, seine Unterschrift unter das Document zu setzen.

Nachdem dies geschehen war, übergab Donna Ignez das Document dem jungen Studenten, worauf sie, sich besonders zur Herzogin wendend, berichtete, wie sie Feliciano habe kennen lernen, wie dieser sein Leben für sie gewagt habe und auf welche Weise sie in Erfahrung gebracht, daß er sich in dem Besitze eines Papieres befinde, welches eine verbrecherische Leidenschaft des Cardinals Alberoni für die Monarchin unwiderlegbar beweise.

Sie schloß mit der Erklärung, daß wenn der junge Mann bis jetzt davon nichts offenbart habe, es geschehen sey, weil man ihm noch gar nicht mitgetheilt, was man von ihm verlange, und fügte hinzu, daß sie beschlossen hätte ihn selbst damit bekannt zu machen, welchen wichtigen Dienst er der Versammlung und ganz Spanien leisten könne.

Diese Erklärung der jungen Ehrendame beruhigte alle Gemüther und gab ihnen ihr volles Vertrauen wieder. Ihre Worte bedurften indeß des Beweises, sie fühlte das und näherte sich Feliciano, der schon das Brouillon seiner Liebesepistel in der Hand hielt, ohne die Wichtigkeit desselben zu kennen. Ignez nahm das Blatt aus seiner Hand und reichte es der Herzogin von Ursino hin, indem sie mit Anmuth sprach; der Tausch ist in vollständiger Ordnung, wir haben unsre Sicherheit, hier ist die Ihrige."

Die Herzogin las die Verse, erkannte auf der Stelle die Handschrift und reichte das Blatt triumphirend dem Herzoge von Escatona hin, welcher es seinerseits nach Durchlesung desselben dem Marquis von Los Herreros übergab worauf es die Runde durch den ganzen Saal machte.

Die Verschwornen waren bei dem Anblicke der galanten verbrecherischen Liebesepistel des ersten Ministers vor Freuden außer sich. Alle wollten sich unverzüglich

zu dem Könige begeben und ihn von der strafbaren Handlung seines Günstlings in Kenntniß setzen; um sie davon zurückzuhalten, bedurfte es der ganzen Kaltblütigkeit der Herzogin von Ursino. Diese vorsichtige in der Sonne der Erfahrung gereifte Frau stellte ihnen vor, daß ein solcher Schritt bei Philipp V. Verdacht erwecken würde. Er konnte darin den Anschlag eines Complotts erblicken und der Anklage keinen Glauben schenken, zumal da Alberoni alles aufbieten würde, den Beweis zu entkräften. Sie meinte daher, es wäre besser, bis zum folgenden Tage zu der Stunde des petit levée zu warten, wo man den Augenblick benutzen müsse, in welchem Hersent, der guarda roba, anderswo beschäftigt seyn würde, um den Anzug Sr. Majestät für den Tag zu ordnen. Los Herreros sollte alsdann das Gespräch auf Alberoni lenken, ihn anklagen und seinen Verrath enthüllen.

Dieser Rath ward allgemein gebilligt. Schon eines günstigen Erfolges gewiß, hatte die Versammlung fast nichts mehr zu thun, als abzuwarten, was für ein Resultat die Anklage des Marquis von Los Herreros liefern würde: Feliciano wollte sich jetzt gleich den Uebrigen zurückziehen. Plötzlich aber ruft der Kammerherr die schon Scheidenden mit kräftiger Stimme zurück, und verlangt, daß man den jungen Studenten bis zum folgenden Tage als Gefangenen zurückbehalte, indem er bemerkt, daß da Ignez rücksichtlich seiner so ängstliche

Vorsichtsmaßregeln getroffen habe, es nicht mehr als billig sey, daß er auch die seinigen träfe, wenn auch nicht rücksichtlich ihrer, doch wenigstens in Betreff ihres erkohrnen Zukünftigen.

So überflüssig es auch schien, diese Maßregel ward ihm zugestanden. Feliciano willigte auf einen Wink seiner Geliebten ein. Was war ihm eine Gefangenschaft von wenigen Stunden im Vergleich zu dem Glücke, das seiner harrte?

Als dies verabredet war, trennte man sich.

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen seyn, seit der junge Student in seiner provisorischen Haft an einem Tische saß, auf den man für ihn ein reichliches und leckeres Mahl aufgetragen hatte. Schon befand er sich, bequem in einem Sessel hingestreckt, beim Nachtische, als Donna Ignez plötzlich bleich und zitternd zu ihm eintrat.

„Großer Gott, Sennorita, was fehlt Euch?" fragte er rasch aufspingend und die fast Ohnmächtige in seinen Armen auffangend.

„Man hat uns hintergangen, auf das schändlichste hintergangen!" stieß das junge Mädchen hastig hervor. „Die Verräther! Flieht, flieht, mein theurer Freund, sie haben Euch meine Hand versprochen, sie werden niemals Wort halten. Ich habe sie behorcht, flieht, um Gottes

willen, flieht, Eure Sicherheit, Euer Glück stehen auf dem Spiele.“

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Herzogin von Ursino wußte, daß der Marquis de Los Herreros statt den Alberoni persönlich zu hassen, sich hin und wieder zu ihm hinneige, er hatte sich also dem Complotte nur unter der Bedingung angeschlossen, daß ihm die Hand der schönen und reichen Donna Ignez zu Theil werden solle. Da nun aber das Dazwischentreten Felicianos seine Hoffnungen in dieser Rücksicht zertrümmerte, so hatte er gleich anfangs den Entschluß geäußert, sich von einer Sache zurückzuziehen, die weiter kein Interesse für ihn hatte. Die schlaue Herzogin hatte ihn, wie wir wissen, in der Versammlung bei Seite gezogen und ihn bewogen, der Hand der Donna Ignez zu entsagen und dennoch ein Mitglied der Verschwörung zu bleiben. Als aber die Versammlung sich aufgelöst hatte, hatten die Herzogin und der Marquis ein besonderes Gespräch mit dem Herzoge von Escatona.

„Was haben Sie denn zu fürchten?“ sprach sie zu den Ersteren gewandt, „gelingt unser Vorhaben, werden wir Macht genug haben, jeden Wiederstand zu vernichten. Der junge Mann ist arm, erforderlichen Falls bereichert man ihn und schickt ihn in sein Vaterland zurück. Weigert er sich, läßt man ihn aus den Augen verschwin=

den, oder schickt ihn als Fremder aus Spanien fort, arm und hülflos, wie er hergekommen.

„Gut," antwortete der Marquis, „aber es ist daher eine doppelte Vorsichtsmaßregel zu treffen, nämlich uns auch der liebenswürdigen Person der Donna Ignez zu bemächtigen, und ihm die Verpflichtung wieder zu entreißen, die sich in seinen Händen befindet."

„Nichts ist leichter, als das," nahm der Herzog das Wort, „einige unsrer Leute werden hinreichen, diesen zwiefachen Auftrag auszuführen."

Dies war das Gespräch, welches die schlaue Donna Ignez, die sich nicht viel Gutes versprach, unbemerkt belauschte, uud schreckenerfaßt war sie zu Feliciano geeilt, um ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

„Wie aber kann ich entfliehen?" fragte der Letztere, „bin ich nicht hier ein Gefangener?"

„Allerdings!" antwortete lebhaft das junge Mädchen, „dieser Palast aber hat viele geheime Ausgänge, kommt rasch, vielleicht finden wir einen derselben, welcher nicht bewacht ist. Wir sind verloren, wenn wir nicht zu dem Besitz des Concepts gelangen, welches dem Marquis übergeben worden." —

„Wie aber werde ich im Stande seyn, es wieder zu erlangen?" fragte Feliciano.

„Das will ich Euch später sagen. Jetzt aber kommt,

kommt, ich höre nahende Schritte, zögern wir noch einen Augenblick länger ist Alles verloren!"

Feliciano ließ sich die Aufforderung nicht wiederholen, er folgtr Donna Ignez durch das Labyrinth des ausgedehnten Palastes, aber eilige Schritte hallten in den Gängen wieder; es war also gewiß, man verfolgte sie. Glücklicher Weise entgingen sie den Nachforschungen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Schwelle des Gebäudes überschritten, ohne von jemand bemerkt worden zu seyn.

VII.

Die beiden Befehle.

Als sie den Palast des Herzogs von Escatona verlassen hatten, begaben sich Donna Ignez und Feliciano sofort zu dem Hause der Sennora Carmina; dies war der einzige Ort wo sie unbesorgt überlegen konnten, was jetzt zu thun sey. Es war kein Augenblick zu verlieren, sie mußten ohne Verzug wieder zu dem Concept jener Liebeserklärung gelangen, welche der Cardinal Alberoni an die Königin gerichtet hatte und welches die Verschwornen, die Herzogin von Ursino an der Spitze, auf so treulose Weise in ihre Hände zu bringen gewußt hatten. Die einzige Macht der beiden Liebenden hing von dem Besitze dieses Papiers ab. Donna Ignez verschwieg sich, trotz der Entschlossenheit ihres Characters, nicht die Hindernisse, welche sie zu besiegen hatte.

„Wie niedergeschlagen Ihr seyd, wie traurig!“ rief ihnen die wackere Sennora Carmina entgegen, „hat sich denn etwas Widerwärtiges ereignet?“

Als Antwort bat Donna Ignez sie in ein Zimmer

zu führen, in welchem sie sich, ohne auf irgend eine Weise belauscht zu werden, mit ihr und Domingo berathen könne. Als sie sich in Sicherheit glaubten, erzählte die junge Ehrendame der ehrlichen Wirthin alles, was sich zugetragen; eine lange Pause folgte dieser Mittheilung. „Hört mich an,“ sprach endlich Donna Ignez, noch ist nicht alles verloren, ein Gedanke durchkreuzt jetzt mein Gehirn, Ihr, Feliciano, müßt Euch, ohne einen Augenblick zu verlieren, zu dem Cardinal begeben.“

„Und wozu das?“

„Das sollt Ihr später erfahren. Ihr werdet ihn um einen Verhaftsbefehl in blanco und um sicheres Geleit ersuchen.“

„Was soll ich damit thun?“

„Das kümmert Euch nicht.“

„Der Cardinal aber wird mir die Papiere verweigern.“

„Nein, nein, Ihr werdet sie von ihm erhalten.“

„Glaubt Ihr das wirklich?“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Ich muß ihm doch sagen dürfen, in wessen Namen ich zu ihm komme?“

„Ihr werdet ihm ausdrücklich niemand nennen!“

„Wenn er mich aber darnach fragt?“

„Da werdet Ihr ihm nur sagen, daß Ihr von einer Dame des Palastes zu ihm gesendet worden, daß diese Dame, die Euch sehr wohl bekannt sey, Euch aber

strenge verboten habe, ihren Namen zu nennen, Euch aber zum Beweise, daß Ihr von ihr kämet, als Parole die Worte: Amore con misterio! mitgegeben habe. Ihr werdet Euch erinnern, welchen Versen diese Worte als Sinnspruch dienten; ich habe alle Ursache zu glauben, daß vor diesen magischen Worten jedes Hinderniß schwinden werde."

„Welchen Einfluß aber können diese wenigen Worte auf Se. Eminenz äußern?"

„Was kümmert Euch das? Geht und kehrt schnell zurück, ich erwarte Euch hier. Vergeßt nicht, das von Eurer Gewandheit und Schnelligkeit nicht bloß das Gelingen unsers Vorhabens, sondern auch Eure Freiheit Euer Leben, Euer künftiges Glück abhängt."

„Mein Glück? Warum sprecht Ihr nicht unser Glück, das würde mir Muth geben?"

„Wohlan, es sey: unser, unser Glück! Jetzt aber fort, fort, verliert keinen Augenblick."

Feliciano drückte freudeerglüht einen Kuß auf die Hand der Ehrendame und eilte von dannen, ohne zu wissen was er beginnen solle, nur, wie er es zu thun gewohnt war, ihrem Befehle blindlings gehorchend.

Unterdessen fand in dem Palaste Escatona eine andere Scene statt. Wir ließen dort, gleich nach der Aufhebung der Versammlung, den Herzog von Escatona, die Herzogin von Ursino, den Marquis von Los Herreros

beisammen. In der Absicht, den jungen Studenten ganz einzuschüchtern oder sich seiner Person zu versichern, begaben sie sich nach dem Gemache, in welchem er sich als Gefangener befand, aus dem er aber mit Donna Ignez so eben entflohen war. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihn dort nicht mehr fanden. Auf welche Weise hatte er entfliehen können? Wer hatte es gewagt, seine Flucht zu begünstigen? Sie stellten im Palaste die sorgfältigsten Nachforschungen an, jedoch nur vergebens; es wurde ihnen nun ganz gewiß, daß der Gefangene aus dem Palaste entkommen sey.

Die drei genannten Personen hielten nunmehr Rath mit einander. Stand nicht zu befürchten, daß Feliciano den Cardinal von dem benachrichtigen würde, was gegen ihn im Werke war? Nach reiflicher Ueberlegung aber leuchtete ihnen das Grundlose dieser Besorgniß ein, denn Feliciano, welcher, ihrer Meinung nach, nichts von ihrem Vorhaben, die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen zurückzunehmen, wußte, mußte es als in seinem Interesse liegend betrachten, ihrem Unternehmen förderlich zu seyn. Zu größerer Sicherheit indeß ward verabredet, daß der Marquis de Los Herreros suchen solle, noch im Laufe dieses Abends einen Verhaftsbefehl in blanco zu erlangen, mittelst dessen man Feliciano aufsuchen und arretiren lassen wollte. Da es schon spät zu werden begann, so trennte man sich alsdann, nachdem man eine Zusam=

menkunft für den folgenden Tag verabredet hatte, bei dem petit Lever des Königs, wo der Schlag gegen Alberoni geführt werden sollte. —

Die Herzogin von Ursino blieb in dem Palaste des Herzogs von Escatona, der Marquis de Los Herreros begab sich sofort nach dem Palaste des Cardinals.

Der Marquis hatte den Auftrag sich zu dem Cardinal zu begeben, mit Freuden übernommen; er war einer jener Menschen, die gern intriguiren, die es dabei aber mit niemand verderben wollen. Schlug die Verschwörung fehl, was sehr möglich war, so wollte er sich wenigstens zuvor Ansprüche auf die Erkenntlichkeit oder doch wenigstens auf die Nachsicht des Cardinals erwerben, indem er einen erheuchelten Eifer für sein Wohl an den Tag legte. Andrerseits hoffte er, Alberoni zu einer freiwilligen Zurückziehung aus seiner Stelle zu bereden, welches die Verschwörer jeder Gefahr überheben und ihnen alle Früchte eines Sieges ohne Kampf zusichern würde. Als er eintrat, erhob fich der Cardinal, trat ihm einige Schritte entgegen, winkte ihm, sich zu setzen und sprach alsdann: „Nun, mein lieber Herr Marquis, was bringen Sie uns Neues vom Hofe? ich habe meine Huldigung heute noch nicht zu den Füßen Sr. Majestät niederlegen können.“

„Da hatten Sie unrecht, sehr unrecht,“ entgegnete der Marquis, indem er ein zugleich betrübtes und theilnehmendes Gesicht zog, „das ist ein Versäumniß, das

ihre Feinde leicht benutzen können. Ich möchte Sie daher ersuchen, den Fehlgriff wieder gut zu machen und morgen beim petit Lever des Königs ja zu erscheinen."

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Rath und werde gewiß nicht versäumen, ihm zu folgen," antwortete der Cardinal. „Aber, mein lieber Marquis, darf ich fragen, welchem glücklichen Anlasse ich die Ehre Ihres Besuches verdanke?"

„Glücklicher Anlaß ist nicht das rechte Wort," bemerkte der Marquis mit einem tiefen Seufzer.

„Wie, wäre Ihnen ein Unglück begegnet?"

„Mir grade nicht, wenigstens nicht directe. Doch, was unsern Freunden, unsern Wohlthätern begegnet, muß einen tief ergreifen und rühren, wenn man anders ein empfängliches Herz besitzt."

„Ja, ja, ich weiß, Sie sind ein aufrichtiger Freund, und was noch mehr ist ein dankbarer Mann."

„Ich glaube mich dieser Eigenschaft rühmen zu können. Freundschaft und Dankbarkeit sind heilige Pflichten, denen ich alles zum Opfer bringen würde."

„Dessen bin ich überzeugt. Aber, lieber Marquis, wohin soll ein so feierlicher Eingang führen?

„Gnädigster Herr, die Philosophen aller Zeiten stimmen in einer Sache vollkommen überein, darin nämlich, daß das Glück wandelbar, die Popularität ephemer, die Gunst der Könige besonders unbeständig ist."

„Was aber soll das hier jetzt heißen?“

„Gnädigster Herr,“ fuhr der Marquis in demselben Tone fort, „was halten Sie von Horaz, von Catull, von Tibull, kurz von allen großen Dichtern, welche die Reize einer stillen Zurückgezogenheit gepriesen?“

„Bei der heiligen Jungfrau! noch einmal, Marquis, wohin sollen Ihre Reden führen?“

„Daß ich an der Stelle Ew. Eminenz, der von der drückenden Last der Geschäfte ermattet seyn muß, den Aufenthalt auf dem Lande dem lärmenden Getreibe des Hofes vorziehen würde.“

Der Cardinal warf einen lauernden Seitenblick auf den Marquis und entgegnete: „Sieh da, ich irre mich nicht, ein guter Rath; darf ich fragen, was Sie veranlaßte, ihn mir zu geben?“

„Meine Theilnahme für Ihr Wohl, gnädigster Herr, für Ihre Ruhe!“

„Ich bin in der That ungemein gerührt von einer solchen Theilnahme, wer aber hat Sie auf den Gedanken gebracht, daß mein Wohl und meine Ruhe von einem zurückgezogenen, ländlichen Leben abhängen?“

Es sind, ich will es Ihnen nicht verschweigen, gewisse Gerüchte, die von allen Seiten bei mir einlaufen. Ew. Eminenz haben in Spanien zu Großes bewirkt, als daß Sie keine Neider, keine Feinde haben sollten.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß ich an der Stelle Ew. Eminenz die Staatsgeschäfte niederlegen und Spanien verlassen würde, um meinen Fuß nie wieder dorthin zu setzen.“

„Wirklich, wirklich!“

„Welch ein Glück muß das seyn,“ fuhr der Marquis fort, „wenn man nichts mehr mit den Angelegenheiten der Welt zu schaffen hat! Welch ein Genuß, die reine Landluft einzuathmen! Den Aufgang der Sonne mit anzuschauen. O fortunatus!“

Der Cardinal Alberoni fürchtete, wie alle Menschen, deren Leben nicht frei von Schuld ist, daß einige seiner geheimen Vergehungen an das Tageslicht getreten wären. Er richtete daher einen scharfen prüfenden Blick auf den Marquis, der ihn auf gleiche Weise betrachtete; „wirklich mein lieber Marquis,“ sprach er mit erkünstelter Freundlichkeit, „das heißt eine allzu große Theilnahme für mein Wohl an den Tag legen. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, ich habe grade keinen solchen ländlichen Geschmack.“

„Das thut mir leid um Ew. Eminenz willen,“ sprach der Marquis de Los Herreros.

„Weshalb das?“ fragte der Cardinal Alberoni. „Ich habe dem Könige zugesagt ihm zu dienen, und ich werde mein Versprechen gewissenhaft erfüllen, das ist die Pflicht eines treuen Unterthans.“

Eine kurze Pause trat ein. Der Marquis überlegte und beschloß endlich seinen Angriffsplan zu ändern.

„Mein gnädigster Herr," begann er wieder, „lassen Sie uns frei herausreden."

„Das hätten Sie schon längst thun sollen," bemerkte der Minister.

„Sie erlauben es also."

„Ich bitte Sie darum, ich verlange es."

„Wohlan, man wirft Ihnen im Stillen vor, an die Königin ein Madrigal gerichtet zu haben, dessen Inhalt weit galanter seyn soll, als es mit dem Character Ew. Eminenz verträglich ist; es soll gerade in dem Geschmacke jenes Catull, jenes Tibull seyn, von dem ich die Ehre hatte Ihnen so eben zu sprechen."

Alberoni erschrak und gab anfangs keine Antwort, so wie er sich aber von seinem Erstaunen auch nur einigermaßen erholt hatte, brach er, um seinen Gegner verdutzt zu machen, in ein schallendes Gelächter aus, indem er ausrief; „bah, bah, ist es weiter nichts als das?"

„Finden Ew. Eminenz nicht, daß das schon hinlänglich sey?" —

„Ich gestehe," fuhr der Cardinal noch immer lachend fort, „daß ich auf eine weniger komische Aufklärung gerechnet habe. Und nennt man die Verbreiter solcher Albernheiten?" —

„Man nennt sie gerade nicht, doch sagt man, sie seyen mächtig."

Alberoni lachte nicht ferner, sondern runzelte die

Stirn. „So, so, man nennt sie mächtig," sprach er, „nun wir wollen sehen, wer mächtiger ist, sie oder ich! Ich zerdrücke sie sämmtlich mit meiner Hand."

„Ew. Eminenz Hand würde nicht groß genug seyn sie alle zu umfassen."

„Sie sind also zahlreich?" fragte der Minister mit einem Anfluge von Schrecken, den er nicht zu unterdrücken vermochte, „wohlan, und wenn es ihrer hundert Tausend sind, ich werde ihnen die Spitze bieten."

„Dann, gnädigster Herr, müssen es Ihre Freunde übernehmen, für Sie zu handeln."

„Nimmermehr, nimmermehr, das gebe ich nicht zu," erwiderte der Prälat mit großer Festigkeit.

„Schwören Sie nicht darauf, gnädigster Herr, Ihre Gegner besitzen, um Ew. Eminenz zu schaden, ein unfehlbares Mittel."

„Und welches wäre das?"

„Das Concept Ihres eigenen Madrigals."

„Ist das möglich!" rief Alberoni erschrocken, indem er unter den auf seinem Tische zerstreut umherliegenden Papieren suchte.

„So sehr möglich," bemerkte der Marquis, „daß ich es mit meinen eigenen Augen geschauet habe."

Alberoni, aufs Höchste beunruhigt, ward nachdenkend. Er gedachte jetzt plötzlich des Schicksals des unglücklichen Grafen von Villa-Medina, der auf Befehl Philipps IV.

durch einen Pistolenschuß getödtet wurde, weil er es gewagt hatte, der Königin seine Liebe zu erklären; erfuhr Philipp V. was er unternommen, konnte derselbe leicht auf gleiche Weise gegen ihn verfahren; dieser Gedanke machte ihn schaudern.

Der Marquis nahm darauf wieder das Wort: „Sind Ew. Eminenz endlich entschlossen, dem Rathe Ihrer Freunde nachzugeben?“ fragte er. Der Prälat schwieg noch immer, während er mit großen Schritten auf und abging. „Die Zeit drängt.“

„Wohlan, ich will Ihre Offenherzigkeit nachahmen,“ sprach Alberoni, „ich konnte mich, ich gestehe es, in einem Augenblick der — der Narrheit, verleiten lassen, einige schlechte Verse hinzuwerfen. — —“

„Da muß ich um Vergebung bitten, gnädigster Herr, ich hatte das Vergnügen, die Verse zu lesen und ich versichere Sie, sie sind sehr gelungen.“

„Finden Sie das?“ fragte der Cardinal, bei dem die Eitelkeit des Dichters über die Furcht des Höflings den Sieg davon trug.

„Ganz vortrefflich ganz im Geiste des Tibulls.“

„Gleichviel! Auf keinen Fall sollte dieses Gedicht Gefühle aussprechen, welche mit meiner Stellung und mit meiner ehrerbietigen Verehrung für die Monarchin unverträglich sind. Ich bin also das Opfer der bösartigsten Verläumdung, man hat meine Ansichten ganz und

gar gemißdeutet, aber ich muß mich selbst der Schlinge entziehen, muß es meinen Feinden unmöglich machen, mich zu verderben. Sagen Sie, mein lieber Marquis, wie würden Sie an meiner Stelle handeln? Sie wissen es, unsre Interessen am Hofe Philipps V. gehen fast Hand in Hand. Konnte ich bereits schon etwas für Sie thun, so würde ich mich doppelt glücklich schätzen, endlich mehr für Sie thun zu können. Sprechen Sie, ziehen Sie mich aus der Verlegenheit, und meine Dankbarkeit wird mit Ihrem Ehrgeize gleichen Schritt halten."

Los Herreros sann einen Augenblick lang nach, der Zweck seines Besuches schien ihm erreicht.

„Gnädigster Herr," entgegnete er, „vielleicht giebt es ein Mittel; dasselbe aber bedingt zu gleicher Zeit Kraft und Vorsicht; ich glaube denjenigen zu kennen, der das Concept des unglückseligen Gedichts besitzt."

„Sein Name! Sein Name!" fragte lebhaft der Cardinal Alberoni.

„Ich bin meiner Sache nicht so ganz gewiß um den Mann zu compromittiren, indem ich ihn nenne.

„Wie aber soll ich wieder zu dem Besitze des Papiers gelangen?" fragte Alberoni.

„Nichts ist einfacher. Geben Ew. Eminenz mir einen in Blanco ausgefertigten Verhaftsbefehl, und ich übernehme es, die Sache zu einem günstigen Ende zu führen."

„Wenn es weiter nichts ist, als das," sprach der Minister, indem er ein bedrucktes Blatt, nahm, dasselbe unterzeichnete, einen Stempel darunter drückte, die Klingel zog und dann dem eintretenden Offizier zurief: „Nehmt sogleich drei Sbirren mit Euch, begleitet den Herrn Marquis de Los Herreros und gehorcht allen seinen Befehlen auf das Pünktlichste, es betrifft eine höchst wichtige Angelegenheit im Interesse des Staats."

„Gehen Sie, mein wahrer Freund," sprach er dann zu dem Marquis gewandt, „wenn Ihr Vorhaben gelingt rechnen Sie auf die Dankbarkeit Spaniens."

Der Marquis zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück, hocherfreut über den glücklichen Erfolg seines Besuchs. Eine Stunde später war die ganze Polizei Madrids auf den Beinen, um Feliciano aufzusuchen, der ihr wahrscheinlich auch nicht entgehen konnte. Der Marquis begab sich in seinen Palast, um dort das Resultat der Nachforschungen abzuwarten. Man benachrichtigte ihn auch bald, wohin der junge Mann sich zurückgezogen hatte. Die Polizei ist stets höchst geschickt die ehrlichen Leute aufzufinden, die Spitzbuben nur entgehen ihr, das bleibt sich gleich in allen Ländern.

Der Marquis machte sich sofort nach dem Hause der Sennora Carmina auf den Weg, um dort seinen verhaßten Nebenbuhler zu arretiren, sich seiner Papiere und der von ihm und der Herzogin von Ursino unter-

schriebenen Verpflichtung zu bemächtigen und den Studenten alsdann ins Gefängniß werfen zu lassen, bis endlich der politische Wetterhahn ihm bestimmt anzeigen werde, von welcher Seite der Wind der königlichen Gunst wehe.

Während man sich anschickte, Feliciano, von der bereits herabgesunkenen Nacht begünstigt, zu arretiren, erschien dieser, der Vorschrift der Donna Ignez zufolge, selbst bei dem Cardinal Alberoni. Als der Letztere, der sich in einem höchst aufgeregten Zustande befand, ihn gewahrte, fragte er, ohne ihn wieder zu erkennen:

„Was wollen Sie?“

„Einen in Blanco ausgefertigten Verhaftsbefehl,“ antwortete Feliciano.

„In wessen Namen kommen Sie, um einen solchen von mir zu verlangen? fragte der Cardinal erstaunt, doch ein Geheimniß ahnend.

„Es ist mir ganz unmöglich, gnädigster Herr, Ihnen die Person zu nennen, welche mich zu Ihnen gesandt.“

„Höchst seltsam in der That! Ist es denn jemand vom Hofe?“ —

„Ja, Ew. Eminenz! Es ist eine — Dame, eine vornehme Dame!“

„Noch jung?“

„Noch jung.“

„Schön?“

„Sehr schön!“

„Brünet oder blond?“

„Brünet. Aber, gnädigster Herr, mir ist auf das Strengste anempfohlen worden, mich in keine Details einzulassen.“ —

„Eine Dame vom Hofe, sagen Sie? Jung, schön, brünet,“ murmelte der Cardinal, indem er nachsann, auf wen das Signalement passe. „Das Abenteuer ist seltsam und ich kann auf so schwache Andeutungen das Verlangen nicht erfüllen, obgleich eine Verhaftung mehr oder weniger im Grunde nichts auf sich hat. Haben Sie denn gar nichts hinzuzufügen, was mir, wenn auch nicht die Gesetzmäßigkeit des Verlangens, doch die Autorität derjenigen beweist, die es an mich richtet?“

„Die Dame hat mir weiter nichts gesagt, als die wenigen Worte: „Amore con misterio.“ Sie sagte mir, diese Worte würden hinreichen, Ew. Eminenz zu beweisen, daß sie eine Dame sey, welcher der erste Minister nichts abschlagen könne.“ —

„Was höre ich!“ rief lebhaft der Cardinal, sich dieses Sinnspruchs seines an die Königin gerichteten Madrigals erinnernd. „Wie, Ihre Maje — —“ Er hielt vorsichtig inne, zweifelte aber keinen Augenblick daran, daß das Verlangen von der Monarchin selbst an ihn gerichtet und es durch den jungen Studenten überbracht sey, den er jetzt auch wieder erkannte. „Wenn ich nach der Sen=

dung urtheilen soll, welche Sie mir so eben überbringen, mein guter Freund," sprach er mit vieler Artigkeit, um Feliciano die frühere unfreundliche Aufnahme vergessen zu machen, „so scheint es, Sie haben Ihre Zeit gut angewandt, das heiße ich schnell sich einen Weg bahnen."

„Ja, gnädigster Herr," erwiederte der Student freimüthig, „es ist wahr, seit gestern lächelt mir das Glück und dennoch," fügte er etwas schadenfroh hinzu, „dennoch besitze ich das Talent nicht, eine Käsesuppe zu bereiten."

Alberoni biß sich in die Lippen, aber er wollte nicht aufs Neue den jungen Mann verletzen, den er als einen Abgesandten der Königin betrachtete. Welche Absicht aber konnte die Letztere mit dem verlangten Verhaftsbefehle haben? Wen wollte sie arretiren lassen? Von welcher Art konnte eine Beleidigung seyn, für die sie nicht öffentlich Genugthuung begehrte?

Wie dem aber auch seyn mochte, er durfte in seiner jetzigen precairen Stellung die Forderung nicht verweigern, und selbst wenn er sich irren sollte, so würde grade ein solcher Irrthum seine Ergebenheit für die Königin darthun. Er nahm also, wie er es bei Los Herreros gethan, ein bedrucktes Blatt, unterschrieb es, drückte einen Stempel darauf und fragte alsdann: „Hat diejenige, die Sie zu mir gesandt, schon jemand zu der Ausführung dieses Befehles bestimmt?"

„Ja, gnädigster Herr, mich,“ antwortete Feliciano.

„Sie?“ fragte der Cardinal. Dazu bedarf es einer gesetzlichen Bestallung. Von diesem Augenblicke an gehören Sie zu den Beamten des Palastes, hier ist die Ausfertigung. Ich ergreife diese Gelegenheit mit Freuden, Ihnen nützlich werden und derjenigen dienen zu können, welche Sie zu mir gesandt.“

Der junge Student erschöpfte sich in Danksagungen der Cardinal aber unterbrach ihn: „Schon gut, schon gut,“ sprach er, indem er ihm seine Hand zum Kusse hinreichte, „nehmen Sie von hier einige Sbirren mit sich und beeilen Sie sich, die Ihnen gewordenen Befehle zu vollziehen. Ihr Eifer wird sicher belohnt werden. Ohne Zweifel handelt es sich um wichtige Interessen des Staats, zählen Sie also auf die Dankbarkeit Spaniens.“

Zehn Minuten darauf langte der junge Student, begleitet von seiner Escorte wieder in seiner Herberge an; er fand die Sennora Carmina noch außerordentlich aufgeregt, von einer Scene, welche so eben in ihrem Hause stattgehabt hatte. Der Marquis von Los Herreros war dort selbst erschienen, um Feliciano zu arretiren; Donna Ignez hatte kaum Zeit gehabt, unbemerkt durch eine Hinterthür zu flüchten. Da er den nicht fand, welchen er suchte, hatte Los Herreros das Zimmer desselben durchstöbert, jedoch nur mit gleich fruchtlosem Erfolge, denn Donna Ignez hatte die kostbaren Documente, welche

er suchte, zu sich genommen. Höchst erzürnt hatte er die Fonda verlassen, und sich in seinen Palast zurückbegeben, nachdem er die Polizei neuerdings abgesandt, um Feliciano aufzusuchen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte Feliciano nach dem Schlosse, wohin sich Donna Ignez, von Domingo begleitet, begeben hatte, die Sbirren, welche ihm folgten und das Wappen des Cardinals trugen, verschafften ihm dort leicht den Eingang. Donna Ignez harrte seiner mit der lebhaftesten Ungeduld, ein Strahl von Freude belebte bei seinem Anblick ihr reizendes Antlitz. Sie nahm den Verhaftsbefehl aus seiner Hand, ließ sich erzählen, wie sich der Cardinal benommen und rief alsdann freudig: „Ei, ei, Herr Marquis, so verfahren Sie gegen uns, Sie wollen den Krieg, Sie sollen ihn haben, wir werden mit Ihnen kämpfen und zwar mit gleichen Waffen, wir wollen doch sehen, wer von uns der Schlaueste und Stärkste ist.“

So sprechend nahm sie rasch eine Feder und füllte die Lücke im Verhaftsbefehl mit dem Namen Marquis de Los Herreros aus. „Fort, fort, jetzt,“ gebot sie Feliano, „fort, beeilt Euch, unser Glück steht auf dem Spiele.“ Sie betonte die letzten Worte.

Feliciano machte sich auf den Weg, fortwährend von seinen Sbirren begleitet.

Da der Marquis die Gefahr nicht ahnete, von der

er bedroht ward, war derselbe auch keineswegs auf seiner Hut; er konnte daher, als Feliciano, den er aufsuchen ließ, zu ihm eintrat, dem Verhaftsbefehle keinen Widerstand entgegensetzen, sondern mußte sich in sein Schicksal ergeben.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als der junge Student, nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, zu Donna Ignez in den Palast zurückkehrte. Alles war nach Wunsch gegangen. Der Marquis saß im Gefängniß, das Concept des Madrigals, welches abgesandt zu haben der Cardinal fortwährend schmerzlich bereuete, war wieder in Ignez Händen.

„Sieg! Sieg! Triumpf!" rief Ignez freudeerfüllt.

„Triumph!" stimmte Feliciano mit ein, der gleich manchem Generale den Sieg erfochten hatte, ohne eigentlich zu wissen wie.

„Ja, Triumph! Triumph!" wiederholte auch der zweifelnde Domingo, „aber vergeßt nicht, daß die Niederlage oft schnell dem Siege nachfolgt."

„Es ist wahr," bemerkte die Ehrendame, „morgen erst findet die entscheidende Schlacht statt. Ich weiß nicht, wer den letzten Sieg davon tragen wird, wir haben indeß wenigstens den Vortheil der Stellung. Haben wir also guten Muth!" — Mit diesen Worten reichte sie freundlich Feliciano ihre Hand hin, der sie freudig an

seine Lippen drückte. Der Student und Domingo beurlaubten sich bei ihr und kehrten in die Fonda zurück, wo ihr Erscheinen die geängstigte Wirthin beruhigte und wo sie sich von den überstandenen Mühseligkeiten des Tages ausruhen konnten.

VIII.

Der Handkuſs.

Endlich erſchien der von den Verſchwörern ſehnlichſt herbeigewünſchte Tag, der dagegen von Alberoni und Feliciano ungemein gefürchtet wurde. Donna Ignez allein ſah dieſem Tage mit der Ruhe entgegen, welche ſie der Entſchloſſenheit und Feſtigkeit ihres Characters verdankte. An dieſem Tage ſollte bei Hofe das petit Lever des Königs ſtattfinden.

Da man wußte, daß der König ſein Lager frühzeitig verließ, begaben ſich auch alle Verſchwornen zu guter Zeit nach dem Palaſte Buen Retiro, unter ihnen bemerkte man auch den Herzog von Escatona und die Herzogin von Urſino, denn Donna Ignez hatte am vergangenen Abend für die Letztere von der Königin die Erlaubniß erhalten, nach Spanien zurückkehren und am Hofe erſcheinen zu dürfen. Die Herzogin verlangte danach dieſes ihr Wiederſcheinen im königlichen Palaſte durch einen Staatscoup bezeichnen zu können. Sie hoffte nicht bloß Alberoni zu ſtürzen, ſondern auch unter dem

Namen des ihr ergebenen Cardinal Boccanegra seine Nachfolgerin zu werden.

Man sah auch unter der Menge Alberoni, düster und schweigsam, und einige Schritte hinter ihm, bemüht sich den neugierigen Blicken zu entziehen, Feliciano, durch Hülfe seiner wackern Wirthe schon in die elegante Tracht eines Palast-Beamten gekleidet.

Alle in dem Vorzimmer des Schlafgemachs Philipps V. versammelten Höflinge harrten dem Augenblicke seines Erscheinens entgegen; einige besprachen sich leise mit einander, die meisten aber standen schweigend da, erwartend was da kommen würde, indem sie sich nur durch gegenseitige Zeichen und Winke einander verständlich machten. Um neun Uhr öffnete der Guarda roba die Flügelthüren und rief mit lauter Stimme: Se. Majestät, der König!"

Philipp V. erschien, gestützt auf den Arm Burlets, hinter ihm schritt mit gesenktem Haupte und übereinander geschlagenen Armen sein Beichtiger Aubenton. Philipp war damals 36 Jahre alt, er war von kleinem Wuchse, und ein wenig verwachsen, sein Gesicht war angenehm, sein Wesen freundlich. Er war fromm, aber er verabscheuete den Fanatismus. Seine glücklichen, von einer vortrefflichen Erziehung ausgebildeten Anlagen und sein durch die Lehren seines Ahnherrn geschärfter Verstand, würden aus ihm einen der merkwürdigsten Mo-

narchen Spaniens gemacht haben, hätten seine außerordentliche Schwäche und seine große Unentschlossenheit jene vorzüglichen Eigenschaften nicht aufgewogen.

Feind des Luxus und jeder Ostentation, in Betreff seiner selbst, nicht aber in Betreff Anderer, sah man ihn stets ganz einfach gekleidet. An diesem Tage trug er ein schlichtes schwarzes Kleid, welches zu den prachtvollen Anzügen seiner Höflinge ungemein contrastirte. Die Orden von Calatrava, St. Jacob und Alcantara, welche auf seiner Brust glänzten, unterschieden ihn allein von einem einfachen Huissier.

Er nahm in einem kostbaren sammtenen Lehnsessel Platz, rund um den alle Hofcavaliere, das Haupt mit dem befederten Hute bedeckt, sich reiheten. Der Morgen war schön, der Himmel klar und rein, die Luft balsamreich. Der Monarch blickte mit zufriedenen Lächeln hinaus auf die prachtvollen Gärten des Palastes und ließ seine Augen einen Augenblick lang auf der Statue Carls V. ruhen; worauf er an jeden Anwesenden einige freundliche Worte richtete. Die Heiterkeit des Königs aber fand keinen Widerklang in den Gemüthern der Höflinge, obgleich diese in der Regel augenblicklich in die Stimmung des Herrschers einzugehen pflegen. Eine finstere Unruhe herrschte in der Versammlung; die Abwesenheit des Marquis de Los Herreros begann nach und nach beide Partheyen in Erstaunen zu setzen. Albe-

roni, beunruhigt, ihn seit dem vergangenen Abend nicht wiedergesehen zu haben, obgleich er ihm versprochen hatte, ihm das Concept des unglückseligen, an die Königin gerichteten Gedichts zu überbringen, that alles was er konnte, seine Unruhe zu verbergen, welches ihm jedoch nur unvollkommen gelang. Die Verschwörer ihrerseits waren gleichfalls sehr bestürzt, denn sie gedachten, daß sie den Marquis ausersehen hatten, ihren Feind anzugreifen, weshalb ihm am vergangenen Abend das wichtige Document übergeben worden war, das er dem Könige als Beweis der Anklage vorlegen sollte. Da sie ihn noch nicht auf seinem Posten gewahrte, konnte ganz besonders die Herzogin von Ursino ihre Ungeduld kaum besiegen. Alle begannen zu befürchten, da sie den Character des Marquis kannten, daß er sie verrathen oder ihre Parthei verlassen habe. Sie blickten unablässig nach der Thür, hoffend, durch dieselbe mit jedem Augenblick denjenigen eintreten zu sehen, ohne den sie nichts beginnen konnten, und von dem also das Schicksal ihres Unternehmens abhing.

Feliciano, welcher noch immer nicht wußte, wie er eigentlich in diese Angelegenheit hineingerathen sei, da er stets nur nach der Anweisung seiner Geliebten gehandelt hatte, war gleichfalls höchst verlegen in Gesellschaft aller dieser vornehmen Personen. Demüthig in einen Winkel des Saals zurückgezogen, ruhte sein Blick fortwäh-

rend auf der Thür, welche zu den Gemächern der Königin führte, denn er hoffte mit jedem Augenblicke Donna Ignez eintreten zu sehen, auf deren Beistand er im Nothfall rechnete.

Unterdessen hatte die Ceromonie des Handkusses begonnen; allen Höflingen nach der Reihe ward die Ehre mit ihren Lippen die Hand Sr. Majestät zu berühren, als die Reihe an die Herzogin von Ursino gekommen war, sprach der Monarch huldvoll zu ihr gewandt: „Seyen Sie willkommen, Frau Herzogin, mit Vergnügen sehen wir Sie wieder an unserm Hofe." —

Der Monarch vertheilte darauf einige hohe Aemter und Orden an seine Höflinge, worauf er zu Alberoni gewandt, der sich mit affectirter Demuth fern gehalten hatte, in einem heiteren Tone fragte: „Nun Herr Cardinal, wie gehen die Angelegenheiten unsers Königreichs?"

„Sire," erwiederte der erste Minister, „Alles muß in Ihrem Königreiche gut gehen, unter einem Monarchen, wie Ihre Majestät, der sich so ernsthaft mit dem Glücke seines Volkes beschäftigt."

„Wenigstens ist das mein lebhaftestes Bestreben. Doch sagen Sie, mein Herr Cardinal, ich hörte, daß man für die Ernte gefürchtet hat."

„Diese Besorgnisse waren ungegründet, Sire, und nur durch Böswillige in Umlauf gebracht; die Ernten werden vortrefflich ausfallen."

Der Cardinal fuhr zu dem Könige gewandt fort: „Ja, die Ernten werden reichlich ausfallen, Dank den energischen Maßregeln, die wir mit Erlaubniß Ew. Majestät getroffen haben, Dank den öffentlichen Gebeten, die Sie anordneten, Dank endlich auch ein wenig dem Regen, der sich so zu rechter Zeit einstellte; ja, die Ernten werden trefflich ausfallen, und wie kann es auch anders sein unter einem so aufgeklärten, väterlichen Fürsten, wie der es ist, unter dessen Herrschaft zu stehen Spanien das Glück hat."

Diese Schmeichelei, so plump sie auch war, schien dennoch dem Könige sehr zu gefallen. Die Könige können wie die Weiber, was die Complimente anbetrifft, nicht leicht zu viel bekommen. Dieser kleine Triumph Alberonis steigerte die Unruhe der Verschwornen noch mehr, die Herzogin von Ursino erstickte fast vor Aerger.

Unterdessen näherte sich die Ceromonie ihrem Ende, und der Marquis de Los Herreros erschien noch immer nicht! Da aber die Zeit verlief und die Prinzessin befürchtete, daß der König jeden Augenblick ein Zeichen geben könne, sich zurückzuziehen, eine so günstige Gelegenheit sich aber so bald nicht wiederzeigen würde, beschloß sie, nachdem sie sich zuvor durch Winke mit ihren Verbündeten berathen, statt des Marquis den Angriff zu beginnen.

„Der Herr Cardinal hat Recht," nahm sie demnach

das Wort, „die Regierung Ew. Majestät ist eine der glücklichsten und zugleich eine der glorreichsten, deren Spanien sich je zu erfreuen hatte. Es ist nur zu beklagen, daß die Sitten sich immer mehr und mehr verschlimmern und mit jedem Tage immer mehr und mehr von ihrer Reinheit verlieren.“

„Ja, ja,“ fiel Philipp ein, „das ist allerdings zu beklagen, denn die Moralität, die Religion, ja, ja — — Aber sagen Sie mir doch, hat sich in der letzten Zeit wieder eines jener Abenteuer ereignet, die man nicht genug rügen kann — giebt es etwa wieder einen jener Ehemänner zu bedauern, die den gerechtesten Anspruch auf unser Mitleid machen könnten?“

„Sire, ich weiß nicht — ich wage nicht — —“

„Meiner Treu, ich bin der erste, den ein solcher Scandal verdrießt, deshalb möchte ich darum wissen und muß es wissen, was sich in meiner guten Stadt Madrid zuträgt. Die erste Pflicht ist, nach der Wahrheit zu forschen, sprechen Sie also und erzählen Sie aufrichtig —“

Alberoni fühlte instinctmäßig, daß ihm eine Schlinge gelegt werden sollte, er suchte augenblicklich dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

„Sire,“ sprach er „es ist nichts vorgefallen, was Ew. Majestät Interesse erwecken könnte, das sind durchaus grundlose Gerüchte, denen man keinen Glauben schenken kann. Aber ich bemerke, daß keinen Tag das

Wetter sich so günstig angelassen hat, wie an dem heutigen, wenn ich nicht irre, beabsichtigten Ew. Majestät gestern für heute eine Jagdparthie?"

Die Herzogin von Ursino begriff die Absicht des Cardinals und beeilte sich, die Unterredung wieder auf den verfänglichen Punkt zu lenken, welcher die Neugierde des Königs ungemein gereizt zu haben schien. „Seine Eminenz legen heute eine wahrhaft christliche Nachsicht an den Tag," nahm sie wieder das Wort, „man spricht indessen von einem Madrigal — einem Gedicht, eines Petrarchs würdig — das gerichtet worden — — an — an eine vornehme Dame des Hofes — — ja, was die Sache noch pikanter macht, ist der Umstand, daß das Gerücht einem ehrwürdigen Prälaten dieses Gedicht zuschrieb, dessen Ton weit entfernt ist, an den Styl der heiligen Apostel zu erinnern."

„Ich begreife," lächelte der König, „das ist ein heiliger Augustin, vor seiner Bekehrung. Das Ding ist unterhaltend, das heißt, es ist unrecht, sehr unrecht! Aber wie kommt es, Herr Cardinal, daß Sie mir nichts davon erzählt haben? Wozu verwenden Sie denn meine Polizei? Ist sie nicht da, um mich von Allem zu benachrichtigen, was in meinem Reiche gethan und geschrieben wird?"

„Entschuldigen Ew. Majestät, es ist nichts an der Sache. Ohne Zweifel ist es nichts, als eine von Müs-

ſiggängern erſonnene Fabel, vielleicht haben ſogar die Feinde unſrer heiligen Religion Theil an derſelben."

„Ew. Eminenz ſind im Irrthume," fiel lebhaft die Herzogin von Urſino ein, „ich bin im Stande, einige Verſe des allerliebſten Gedichts zu recitiren und den niedlichen Sinnſpruch zu nennen, der an der Spitze des Gedichts ſteht: amore con misterio."

„Mein Seel, das glaubte ich nicht," rief der König, „das Abenteuer wird immer drolliger. Ja, ja, die beklagenswerthen Ehemänner, ſie werden in Proſa und Verſen hinters Licht geführt! Weiß man denn nicht, ob die Dame in ihrer Antwort ſich gleichfalls die Sprache der Götter, oder der der gemeinen Sterblichen bedient habe?"

„Was das betrifft, Sire, das weiß ich nicht," antwortete die Herzogin von Urſino, „ich weiß überhaupt nicht, ob eine Antwort erfolgte. Was aber das Gedicht beirifft, ſo iſt die Sache zuverläſſig, ich ſelbſt ſah das Gedicht von der Hand des heiligen Autors geſchrieben, nnd zwar geſtern Abend, es befand ſich in den Händen des Marquis de Los Herreros."

Während der König ſich über dieſen Bericht noch immer der heiterſten Stimmung hingab, faßte Alberoni wieder einigen Muth, als er erfuhr, daß das gefährliche Manuſcript ſich am geſtrigen Abend noch in dem Beſitz des Marquis de Los Herreros befunden habe.

„Aber," dachte Alberoni, „warum hat der Marquis

mir das Concept des Madrigals, seinem feierlichen Versprechen zufolge, nicht überbracht? Was hat er vor, warum zögert er zu enscheinen?"

Die alte Herzogin von Ursino war ihrerseits über das Ausbleiben des Marquis nicht weniger erstaunt und konnte nicht begreifen, weshalb er so auf sich warten ließ.

„Aber wo bleibt denn der Herr Marquis de Los Herreros?" fragte endlich der König, „wie kommt es, daß mein Kammerherr nicht hier ist? Man eile ihn zu holen, denn ich möchte mich gern mit meinen eigenen Augen von dem Vorhandensein des berühmten Madrigals überzeugen. Ich vergesse nicht die Lehre meines berühmten Ahnherrn: daß die Könige alles möglichst selbst sehen müssen."

Alberoni wollte schnell der Sache eine andere Wendung geben, er befürchtete, der Marquis werde nicht den Muth besitzen, dem Könige die Vorzeigung des viel besprochenen Gedichts zu verweigern. „Sire," begann er demnach in einem ehrerbietigen doch ernsten Tone, „Ew. Majestät werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß die Zeit zum Conseil erschienen ist, gewiß werden Allerhöchstdieselben nicht die wichtigen Angelegenheiten, welche ich Ihnen pflichtschuldigst vorzulegen habe, der Prüfung einer Albernheit aufopfern, die ohne Zweifel von einem müssigen Spaßmacher erfunden worden.

Der Prälat aber hatte es mit sehr gewandten Geg-

nern zu thun. Die Herzogin von Ursino, befürchtend, alle Vortheile ihres ersten Angriffs zu verlieren, beschloß, trotz der Abwesenheit des Marquis, auf ihre eigene Hand den großen Schlag zu führen. „Ich bin erstaunt," begann sie, „daß Se. Eminenz die in Rede stehende Sache so leicht behandelt, denn, um seinem schönen Talente vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß hier von einer Poesie die Rede ist, welche dem Herrn Cardinal selbst ihr Dasein verdankt."—

Philipp V. blickte einen Augenblick lang den Cardinal mit staunenden Augen an dann brach er aufs Neue in ein schallendes Gelächter aus, „wie," rief er, „die wichtigen Angelegenheiten des Staats hätten Ew. Eminenz Zeit gelassen, den Musen zu dienen?"

„Sire," stammelte der Cardinal, „ich hoffe, Ew. Majestät werden einen solchen Scherz nicht für Ernst halten. Ein Mann von meinem Character braucht nicht erst sich wegen solcher Leichtfertigkeiten zu entschuldigen."

„Ei, ei, das ist wirklich allzuviel Bescheidenheit," fiel die Herzogin von Ursino rasch ein; und da sie in diesem Augenblicke die Königin, von Donna Ignez begleitet, eintreten sah, fügte sie boshaft hinzu: „Ach, Ihre Majestät, die Königin selbst, werden im Stande seyn, über den Werth der Verse einen Ausspruch zu thun, denn ich glaube, Sie hatten die Ehre ihr vor Augen gelegt zu werden."

Bei diesen Worten runzelte Philipp V. die Stirn und sann einen Augenblick lang nach, da er nicht einig mit sich war, welches Betragen er bei dieser Gelegenheit beobachten sollte. Wie konnte die Königin in diese seltsame Angelegenheit verwickelt sein, und wenn die Herzogin von Ursino ihrer Sache nicht gewiß war, wie hätte sie es wagen können, eine solche Aeußerung auszusprechen? Er schritt alsdann seiner Gemahlin entgegen, führte sie zu einem Sitze neben sich und sprach in einem Tone, den er so galant wie möglich zu machen suchte: „Beim Himmel, Madame, ich wußte wohl, daß unser Cardinal ein großer Staatsmann sei, aber es war mir unbekannt, daß er sich auch als trefflicher Poet ausgezeichnet hat.“

Die Königin ward bestürzt und wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie begriff, daß wohl von dem Madrigal die Rede sein könne, welches ihr der Cardinal hatte überreichen lassen und das sie für rathsam erachtet hatte, auf ihr Brassero zu werfen, ohne ihrem königlichen Gemahle etwas davon zu berichten.

Die Königin befand sich in großer Verlegenheit: sie wollte doch eine Thatsache nicht geradezu ableugnen, wollte aber auch nicht dasjenige eingestehen, was sie zu verschweigen für verständig gehalten hatte.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte sie zögernd, „wovon die Rede sein kann, und es würde mir schwer fallen — — —“

Das plötzliche Erscheinen des Marquis de Los Her=

reros, den ein Offizier des Palastes in Freiheit gesetzt hatte, überhob glücklicher Weise die Monarchin der Beendigung ihrer Rede.

„Sire," rief der Kammerherr, „ich komme Ew. Majestät um Gerechtigkeit anzuflehen, ich bin verrätherischer Weise eingekerkert worden und habe die Nacht im Gefängnisse zubringen müssen."

Diese unerwartete Erklärung versetzte die ganze Versammlung in die größte Bestürzung.

„Wer," rief der König, „wer hat es gewagt, ohne meine Erlaubniß meinen Kammerherrn arretiren zu lassen?"

„Sire," antwortete der Marquis, „es geschah auf Befehl Sr. Eminenz."

„Das ist unwahr!" fiel lebhaft der Cardinal ein.

„Es geschah," fuhr der Marquis fort, indem er einen wüthenden Blick auf Alberoni warf, „in Folge eines von Ihrer Hand, Herr Cardinal, unterzeichneten Verhaftsbefehls vom gestrigen Datum. Ein junger von Sbirren begleiteter Palastbeamter arretirte mich."

Bei diesen Worten ward im Saale ein leises Gemurmel vernehmbar, und niemand zweifelte mehr daran, daß der Streich von Alberoni selbst herrühre. Der Cardinal hielt sich nun dagegen überzeugt, daß der Marquis von dem jungen Manne spreche, welcher seiner Meinung nach im Namen der Königin, den Verhaftsbefehl

von ihm verlangte, und wußte nicht mehr, was er vorbringen sollte, denn er wagte nicht, eine Sache aufzuklären, welche die Monarchin in den Schleier des Geheimnisses gehüllt wissen wollte. Er begnügte sich demnach fortwährend zu versichern, daß hier ein Irrthum obwalten müsse.

„So wollren wi es glauben, bis wir eines Anderen belehrt worden," sprach der König, „übrigens sind sie jetzt frei, Marquis, man behauptet, Sie wären im Besitz eines Madrigals, welches im Palaste großes Aufsehen macht, Sie werden es mir sogleich behändigen."

„Ew. Majestät werden entschuldigen," antwortete der Marquis, „ich bin außer Stande, diesen Ihren Befehl zu erfüllen."

„Und weshalb das?"

„Weil der junge Mann, welcher mich arretirte, mir jenes Papier abgenommen hat."

Jetzt zweifelten sämmtliche Verschwornen nicht länger, daß sie hintergangen wären. Alberoni seinerseits begriff durchaus nichts von dieser Verwickelung. Der König aber überzeugt, daß hier ein Geheimniß obwalte, das man ihm entziehen wolle, rief ungeduldig: „Da es ein Palastbeamter ist, der sich jener Handlung schuldig gemacht, so zeige er sich, und händige mir augenblicklich das Papier ein, welches ich zu sehen verlange; gesteht er freimüthig alles ein, will ich ihm Verzeihung angedeihen lasse.

Alle Blicke schweiften unruhig im Saale umher. Alberoni aber nur bemerkte Feliciano, welcher sich dicht in seiner Nähe in einer Fenstervertiefung verborgen hielt. Er erkannte sofort in ihm den geheimnißvollen Boten des gestrigen Abends und unbeachtet flüsterte er ihm zu: „Schweigen Sie. Besitzen Sie das Papier?"

„Ja, gnädigster Herr!"

„Verschweigen Sie es und ich ernenne Sie zum Capitain!"

Feliciano, nicht wissend, was er thun solle, blickte ragend auf Donna Ignez, und gab ihr durch einen Blick zu verstehen, in welcher schwierigen Lage er sich befinde. Die junge Ehrendame antwortete durch eine leise Kopfbewegung, welche so viel bedeutete, als: Weigern Sie sich."

„Nun," fuhr der König fort, „verlangt der Thäter wohl gar eine Belohnung? Wohlan es sei, er zeige sich und ich ernenne ihn zum Obristen!"

„Schweigen Sie," flüsterte der Cardinal zu Feliciano gewandt," schweigen Sie und ich ernenne Sie zum General."

Der Student blickte wieder auf Donna Ignez, und diese gab wieder das Zeichen, daß er sich weigern solle.

„Ha, ich sehe," rief der König, den die Hartnäckigkeit des Unbekannten aufs Aeußerste trieb, „ich sehe, wir

haben es hier mit einem Ehrgeizigen zu schaffen. So sei es denn, er zeige sich, spreche, und ich ernenne ihn zu meinem Geheimschreiber, — aber er beeile sich, — ein längeres Schweigen könnte meine Geduld ermüden und statt zu belohnen, könnte ich leicht bestrafen."

„Noch einmal schweigen Sie," flüsterte Alberoni dem Feliciano zu, „schweigen Sie und ich mache aus Ihnen den Gouverneur einer Provinz."

„Unterdessen hatte die Unruhe der Königin nicht aufgehört. Die Verschwörer dagegen, denen die Hartnäckigkeit des Königs Hoffnung gab, wünschten sich leise einander Glück.

„Der aufs Aeußerste getriebene Monarch rief endlich: „Ich sage er zeige sich, er behändige mir das Papier, und ich ernenne ihn zum Herzog und zum Grand von Spanien."

„Bei diesen Worten des Königs wollte Feliciano, von Ehrgeiz überwältigt, hervortreten und das verhängnißvolle Papier dem Monarchen einhändigen, als plötzlich eine Geberde der Donna Ignez ihn wieder an seinen Platz fesselte; darauf trat sie selbst vor den König und zog den Brief hervor, den Feliciano an sie selbst gerichtet, und den der Student, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, von dem Concepte des Cardinals abgeschrieben hatte. „Sire," sprach sie, indem sie ehrerbietig das

Knie beugte, „hier ist das Madrigal, welches Ew. Majestät zu sehen verlangen.“

Philipp nahm das Papier, überflog den Inhalt, sah nach der Unterschrift, überzeugte sich, daß es nicht die Handschrift des Cardinals sei, und fragte lächelnd: „Also an sie war diese poetische Liebeserklärung gerichtet?“

„Ja, an mich selbst,“ versetzte das junge Mädchen, indem sie zu erröthen versuchte, wie es die Lage verlangte.

„Und wer ist der galante Verfasser dieser Verse?“ fragte Philipp weiter.

„Es ist einer Ihrer treuesten Diener, Sire,“ versetzte Ignez, indem sie auf Feliciano deutete.

Die Herzogin schleuderte auf ihre Mündel einen zornflammenden Blick. Elisabeth aber, hocherfreut, ihrer Angst enthoben zu sein, drückte leise die Hand ihrer jungen Ehrendame, worauf sie zu dem Könige gewandt, sprach: „Ja, Ew. Majestät, ich kenne schon seit langer Zeit die Liebe dieser beiden jungen Leute. Habe ich früher derselben nicht erwähnt, so geschah es, weil ich wünschte, daß der junge Mann sich durch seine eigenen Verdienste die Gnade Ew. Majestät erwerben, und sich der Hand der Donna Ignez würdig machen möchte.“

„Da dem nun wirklich so ist, so nehmen wir unser Wort nicht zurück,“ erwiederte der Monarch, „wir ernennen ihn zu unserm Geheimschreiber, Herzog und

Grand von Spanien, das sei unsre Mitgift für die Ehrendame unsrer erlauchten Gemahlin."

Schon triumphirte Alberoni, da aber sprach zu ihm gewandt der König, der längst etwas gegen ihn auf dem Herzen hatte und gern diese Gelegenheit benutzen wollte, um sich seinem Joche zu entziehen: „Was Sie betrifft, Herr Cardinal so lassen wir Ihren guten Diensten Gerechtigkeit wiederfahren. Um Sie zu belohnen, ist es wohl endlich Zeit, Ihnen die Ruhe zu gestatten, auf die Sie so große Ansprüche haben, ich glaube eine Reise nach Italien — —"

„Habe ich es Ihnen nicht schon gestern gesagt," flüsterte der Marquis de Los Herreros zu dem Prälaten gewandt, „pries ich Ihnen nicht das schöne Landleben an, ja, ja, O fortunato nimium — —"

Alberoni stellte sich, als verstünde er ihn nicht. Er wollte es noch einmal versuchen, dem Sturme die Spitze zu bieten; Donna Ignez aber, welche für Feliciano befürchtete, daß der Cardinal am Ruder des Staats bleibe, näherte sich ihm und sprach leise: „Hüten Sie sich, Ew. Eminenz, ich habe dem Könige bisjetzt nur die Abschrift gezeigt, aber ich besitze auch das Original."

Alberoni schwankte nicht mehr, sein Kopf stand vielleicht auf dem Spiele, er zog sich zurück, ohne auch nur ein einziges Wort über seine Lippen zu bringen.

„Ich gebe," nahm darauf die Königin das Wort,

„der Frau Herzogin von Ursino denselben Rath, den mein erhabener Gemahl so eben dem Herrn Cardinal Alberoni ertheilte. Ich glaube, daß ihr der Aufenthalt in Spanien nicht zuträglich sei und daß Italien ihrem Gesundheitszustande besser entsprechen würde."

Die Herzogin von Ursino verstand diesen Wink und zog sich aufs Höchste erbittert zurück.

„Wir haben gesiegt!" sprach Ignez triumphirend zu Feliciano.

Als das Resultat dieses Tages in der Fonda bekannt ward, sprach Sennora Carmina zu ihrem Manne, dem Weinhändler Domingo: „Siehst Du, wie ich es Dir immer gesagt habe, alles geht im Leben nach Wunsch, wenn Ihr Männer nur den Frauen folgt. Bemerke Dir die Moral dieser Geschichte.

Der Fremde auf Corsika.

Erzählung.

Um sich einen recht genauen Begriff von dem Anblick der Insel Corsika zu machen, hätte man kein schöneres Observatorium wählen können, als die wilde Gegend, in welcher an der Ostseite dieses Eilandes, einige Meilen von Moita entfernt, zwei Wanderer ihre Schritte hemmten, die von der Höhe des Gebirges hinabstiegen. Dieser Standpunkt war ein grüner Hügel, hier und da mit Olivenbäumen geschmückt, welche indeß das Auge nicht verhinderten, den weiten Horizont rings umher zu überschauen. Im Rücken der Reisenden erhoben sich steile und schnebedeckte Berge, welche sich vom Norden bis zum Süden der Insel hinstreckten. Rings um die Wanderer aber schien die Natur sich wohlwollender zu den Menschen hinzuneigen; zwar gewahrte man hier noch keine Spuren der Cultur, aber es schien dennoch, als ob hier der Wüstenei des Gebirges ein Ziel gesteckt sey. Hier und da zeigten unter dem Schutze eines vorspringenden Felsstücks schon einige Orangenbäume ihre goldenen Früchte, ein frischer blumdurchwirkter Rasen trat an

die Stelle des bisherigen trocknen felsigen Bodens; und wenn man nun den Blick von der Höhe hinab nach Osten lenkte, dann erschaute man fruchtbare Ebenen, die von einem Nebel begränzt wurden, welcher die Nähe des Meeres errathen ließ.

In dieser weiten ausgedehnten Landschaft gewahrte man indeß keine Bewohner. Die Hitze war erstickend, die Sonne schien im vollsten Glanze, es war gerade Mittag. Ohne Zweifel hatten die corsischen Beuern, welche von jeher wegen ihrer Thätigkeit nicht sehr berühmt waren, die Zeit benutzt, um unter dem hier und da sichtbaren Gemäuer ihre Siesta zu halten. Nur eine Heerde von schwarzen Schafen weidete in einiger Entfernung auf dem Rasen, schien aber einer gänzlichen Freiheit zu genießen, während die Wächter und die Hunde im Schatten der Castanienbäume schliefen. Man vernahm demnach durchaus kein Geräusch an dieser einsamen Stätte.

Obgleich die beiden Reisenden dem Anscheine nach Fremdlinge in diesem Lande waren, so hatte dennoch das reiche Panorama, welches sich rund um sie her ausbreitete, sie auch nicht einen Augenblick lang von dem Projecte ablenken können, um dessetwilleu sie ihre Schritte gehemmt hatten. Sie hatten sich unter einem Castanienbaum niedergelassen, ihre gefüllten Kürbisflaschen auf den Rasen niedergelegt und aus ihren Proviantsäckchen einen reichlichen Mundvorrath hervorgezogen.

Es waren zwei junge Männer, welche trotz ihrer Gleichgültigkeit gegen die Naturschönheiten, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, der besseren Klasse der Gesellschaft anzugehören schienen. Der eine von ihnen, für den die in Papier gewickelten Schinkenschnitte weniger Reiz zu haben schienen, als für seinen Gefährten, war ein junger, kleiner, äußerst zartgebauter Mann, der ohne den kleinen Schnurrbart über seiner Lippe noch für einen Knaben hätte gelten können. Sein Haar wallte in Locken unter der leichten modischen Mütze herab; eine elegante Brille verbarg den etwas matten Ausdruck seiner Augen. Sein Wuchs war dünn und schlank, kurz er schien eines jener schüchternen und schwachen Geschöpfe, denen das Handeln und Bewegen durch ihre eigne Natur versagt ist, und denen, um ihre innere Thätigkeit zu entwickeln, nichts übrig bleibt, als das Studium und die Arbeit am Schreibtische.

Welche Umstände auch diesen Fremden in dieses Land geführt haben mochten, sie standen ohne Zweifel im Widerspruche mit seinem Hange zu einem ruhigen Leben. Sein Costüm verrieth eine gewisse Eleganz, welche mit seinen dermaligen Bedürfnissen nicht übereinstimmte. Seine zierlichen Stiefeln konnten ihm in den Gebirgen Corsikas nur wenig Nutzen leisten; der leichte Sommer-Paletot, welcher seine Taille umschloß, konnte ihn nur wenig gegen die kalten Bergwinde schützen,

auch schien es, daß der leichte Mantelsack, den er getragen hatte, ihm sehr beschwerlich gefallen sey, denn kaum hatte er mit seinem Begleiter Halt gemacht, als er sich auch sofort seiner Last entlud und erschöpft auf den Rasen niedersank.

Er schien dabei eine Beute von Gedanken zu seyn, die ohne Zweifel nicht wenig dazu beitrugen, seine Energie noch mehr zu schwächen. Mitunter zog sich seine bleiche Stirn in tiefe Falten, und unwillkührliche Seufzer entstiegen seiner Brust, wenn er auf seinen Gefährten blickte. Es gab also auch eine geistige Ursache, welche sich mit seiner Körperanstrengung vereinte, um ihn in diese gänzliche Niedergeschlagenheit zu versenken. Er blieb gleichgültig gegen den Reiz des Mahles, wie gegen den Reiz der Natur, und er begnügte sich damit, seine heißen Lippen mit etwas Wein zu netzen, während sein Begleiter mit dem größten Apetite aß und trank.

Dieser Letztere hatte in der That mit der zarten menschlichen Natur, die wir so eben geschildert haben, auch nicht das mindeste gemein. Es war ein hochgewachsener, kräftiger junger Mann, robust ohne schwerfällig zu seyn, mit einem schönen, offenen, männlichen Gesichte, dessen Züge Frohsinn und Freimüthigkeit verkündeten. Sein Anzug war weniger elegant und modern, als der seines Reisegefährten, aber er war dafür den Umständen weit angemessener. Sein bequemer grüner

Oberrock mit silbernen Knöpfen konnte ihn gegen Wind und Regen schützen, seine derben Schuhe hatten von dem felsigen Gebirgspfade durchaus nicht gelitten und sein ledernes Mützchen schützte sein Antlitz vor den Strahlen der Sonne. Er schien auch viel mehr als sein Begleiter an Excursionen gewöhnt, wie sie jetzt eine unternommen hatten, und seine Ermüdung that sich nur durch den mächtigen Apetit kund, dessen wir bereits erwähnt haben. Der einzige Gedanke, der ihn in diesem Augenblicke beseelte, schien nur auf die Vertilgung der Schinkenschnitte gerichtet, welche vor ihm lagen. — Erst als seine Eßlust zum Theil gestillt war, bemerkte er, daß sein Reisegefährte, statt seinem Beispiele zu folgen, traurig und in sich gekehrt dasaß, das Haupt in die Hand gestützt.

„Nun, was soll das bedeuten, Herr Charles Labeccio," fragte er, ohne jedoch die Bewegung seiner Kinnbacken zu unterbrechen, „äußert die Ermüdung auf Sie eine solche Wirkung, daß sie Ihnen den Apetit raubt? Weshalb, zum Teufel, bestanden Sie denn darauf, den Weg von Corte nach Casabello zu Fuß zurückzulegen? Ich wußte es im Voraus, daß es Sie zu sehr angreifen würde. Dergleichen taugt für einen Jäger, für einen Landmann, wie ich es bin, aber Sie, der Sie in Paris erzogen sind, der nur gewohnt ist, auf dem Asphalt des Boulevard = Italien zu lustwandeln, wie

können Sie solche Anstrengungen ertragen? Wir hätten wenigstens Pferde, einen Führer und Gott weiß was sonst noch nehmen müssen! Sie werden zum Tode ermattet seyn, wenn wir bei Ihrer Tante anlangen, und es scheint, daß wir noch fern von ihrer Besitzung sind."

„In zwei Stunden können wir dort sein," antwortete mit sanfter, musikalischer Stimme, die man fast für eine weibliche hätte halten können, derjenige, der Charles Labeccio angeredet worden war. „Man hat uns den Weg so genau bezeichnet, daß wir durchaus nicht fehl gehen können. Ich wollte, lieber Paul, die Zögerungen vermeiden, welche geschwätzige Führer und der Umstand mit den Pferden herbeigeführt haben würden. Die Beweggründe, welche mich diese Reise unternehmen ließen, sind für mich so wichtig, daß ich nur ungern eine einzige Minute verliere; und dennoch weiß ich nicht, ob ich noch zeitig genug anlangen werde."

Diese Worte wurden in einem so traurigen Tone ausgesprochen, daß Paul bestürzt auf seinen Reisegefährten blickte, und theilnehmend und mit Herzlichkeit entgegnete:

„Mein lieber Charles, wir kennen uns nun schon lange genug, daß Vertrauen und Freundschaft zwischen uns stattfinden sollte. Wolan, da gestehe ich es Ihnen denn ganz aufrichtig, daß ich an Ihnen etwas bemerkt habe, das mich betrübt, Sie haben einen geheimen Kum-

mer, über den Sie sich nicht aussprechen. Seit diesem Morgen zumal sind Sie trübe, unruhig, und jemehr wir uns der Besitzung Ihrer Tante nähern, jemehr steigert sich diese Traurigkeit und diese Unruhe. Ist es nicht die Aufregung, Ihre Heimath wieder zu sehen, kann ich mir nicht erklären — —

„Ich habe Ihnen schon gesagt, mein lieber Douvert, daß obgleich in Corsica, ja in demselben Orte geboren, nach dem wir uns begeben, ich dennoch dieses Land als dreijähriger Knabe verlassen habe, und daß es für mich fast eben so neu ist, wie für Sie.“

„Ich weiß,“ entgegnete Paul Douvert, indem er, gleichsam als wolle er die verlorne Zeit wieder einbringen, seine Kinnbacken wieder in Bewegung setzte, „ich weiß nicht, was Sie von Ihrem lieben Vaterlande halten, was aber mich betrifft, so bin ich für dasselbe eben nicht sehr eingenommen. Nicht etwa, daß es da rund um uns her nicht Dinge gäbe, die für einen Maler oder für einen Versmacher recht viel Anziehendes haben können, wir andern Flammländer und Ackerbauer aber kümmern uns nicht viel um solche Bagatellen. Ich würde nicht die kleinste Wiese meines Vaters in der Umgegend von Lille für drei Meilen Wegs in der felsigen Landschaft hingeben, die wir durchwandert sind. Der Boden scheint grade nicht schlecht, aber wie die Faullenzer von Bauern zu Werke gehen, großer Gott! Drei unserer Landbebauer

würden in acht Tagen mehr vollbringen, als 50 Ihrer corsikanischen Bauern in einem ganzen Sommer. Der Ackerbau liegt hier noch in seiner völligen Kindheit. Sie wissen, daß ich gerade um des Ackerbaues willen reise, um Dinge zu lernen, die ich später auf den Feldern meines Vaters in Anwendung bringen kann; aber wahrlich, in Corsika werde ich nichts profitiren. Nein, nein, Ihre hochgepriesene Insel gefällt mir gar nicht, so wenig wie ihre Bewohner. Sagen Sie mir um des Himmels willen, was für Menschen sind wir begegnet, seit wir Ajaccio verließen? Mit ihren dunkelbraunen Mänteln, ihren langohrigen Capuzen, ihren düstern Gesichtern und ihren Büchsen über die Schulter gehängt? Man könnte sie weit eher für Räuber und Banditen als für ehrsame Bauern halten, welche nur an ihre Aecker und an ihre Ernten denken! Ist es nicht eine Schande, daß ein ehrlicher Kerl, wie unser eins, wenn er durch ein Dorf kommt, nicht einmal einer hübschen Dirne einen Kuß rauben darf, ohne daß er fürchten muß, mit dem Dolche eines Bruders odes eines eifersüchtigen Liebhabers Bekanntschaft zu machen, wie mir das noch vor einigen Stunden in Corto fast begegnet wäre? Weiß Gott, aus meiner ganzen Reise hieher habe ich nur einen einzigen Vortheil gezogen.“

„Und welcher wäre das?“ fragte Charles, welcher

mit einem schwermüthigen Lächeln den naiven Ausfall gegen sein Geburtsland angehört hatte.

Paul Duvert zögerte und erröthete fast vor Verlegenheit.

„Der, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben,“ erwiederte er endlich rasch in dem Tone eines Mannes, der nicht gewohnt ist, Schmeicheleien zu sagen, und der dennoch glaubte seinem Gefährten für seine strenge Kritik ein Wort der Höflichkeit schuldig zu sein.

„Ich danke Ihnen, Paul,“ antwortete der junge Labeccio mit der ihm eigenthümlichen Artigkeit; „ich theile Ihre Ideen zu sehr, um einen guten Sachwalter meines Vaterlandes abzugeben. Dennoch sind die tragischen Abenteuer hier eben so rar, als anderswo, wenn man sie nicht absichtlich herbeiruft; und wenn man nur wie Sie hieherkommt, um die Schönheit des Climas, das köstlichste Wildpret und die herrlichen Früchte kennen zu lernen—

„Auf der Besitzung Ihrer Tante,“ fiel Paul ein, gedenke ich Ihnen zu beweisen, daß ich ein guter Waidmann bin.“

„Ich habe noch niemals in meinem ganzen Leben eine Flinte berührt,“ versetzte sein Gefährte mit einem schwermüthigen Lächeln.

Charles Labeccio fuhr fort;

„Ich würde nur einen schlechten Jäger abgeben. Ueberdem weiß ich nicht, ob es mir möglich sein wird, Sie

auf solchen Streifereien zu begleiten; ohne Zweifel wird das, was ich bei meiner Tante auszurichten habe, meine ganze Zeit in Anspruch nehmen."

Eine kurze Pause trat ein, Charles war wieder in seine Träumereien versunken, während Paul Duvert darüber nachdachte, was die Ursache der Traurigkeit seines Reisegefährten sein könnte. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen, woran er seit seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem jungen Corsen noch nicht gedacht hatte.

„Herr Labeccio," sprach er mit einer ernsten Miene, „ich möchte Sie nicht gern beleidigen; dennoch möchte ich eine aufrichtige Antwort auf die Frage haben, die ich an Sie richten will: Ist es wahr, daß ich durchaus nicht im Spiele bin bei Ihrer Unruhe, welche sich sichtlich vermehrt, so wie wir uns der Besitzung Ihrer Tante nähern?"

„Sie?" fragte Charles erstaunt.

„Ja, ja, ich; hören Sie nur: Als ich Ihre Einladung annahm, mit Ihnen einige Zeit bei Ihrer Familie zuzubringen, verstand es sich von selbst, daß ich weder derselben, noch Ihnen im Wege sein würde. Ich hatte keinen Anspruch auf eine solche Höflichkeit Ihrerseits; wir sind auf dem Dampfschiffe, welches uns nach Ajaccio brachte, zusammen getroffen; Sie kamen Geschäfte wegen hieher, ich kam unter dem Vorwande Ackerbau-Studien zu machen, eigentlich aber, um fremde Länder

zu sehen und mir im Umgange mit Menschen dasjenige zu erwerben, was mir durch meine ländliche Erziehung abgeht. Wir haben uns schnell einander angeschlossen, und Sie haben mir den Vorschlag gemacht, Ihnen in die Behausung Ihrer Tante zu folgen; ich habe den Antrag ohne Umstände angenommen. Wenn Sie aber jetzt, wo wir uns dem Ziele unserer Wanderung nähern, unruhig sein sollten wegen des Empfanges, der einem Fremden zu Casabella zu Theil werden könnte, so sprechen Sie frei heraus und geniren Sie sich nicht. Wir befinden uns nur einige Stunden von Corta entfernt und ich werde Ihnen Ihre Erklärung keineswegs übelnehmen."

„Charles unterbrach ihn durch eine freundschaftliche Geberde.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Duvert, ich sehe wohl, daß Sie nicht wissen, wie heilig den Corsen die Rechte der Gastfreiheit sind, und meine Tante Bianchi ist in dieser Rücksicht mehr Corsin, als irgend eine Andere. Nein, nein, fürchten Sie keine unfreundliche Aufnahme und eben so wenig, daß Sie meine Familie belästigen werden! Ich bin im Gegentheil geneigt zu glauben, daß Ihre Gegenwart derselben angenehmer sein wird, als die meine."

„Wie, was sagen Sie! Ich, ein Fremder, ein Unbekannter — —"

„Gleichviel, ich glaube, daß Sie dennoch dieser

Verwandtin, die ich niemals gesehen habe, deren Ideen und Character ich aber kenne, besser gefallen werden, als ich. Aber," fügte er sich ermuthigend hinzu, „ich will nicht länger gegen Sie den Verschwiegenen spielen; ich kenne Sie bereits hinlänglich, um Ihnen mein Vertrauen zu schenken? überdem kann ich vielleicht in der seltsamen Lage, in der ich mich befinde, der Rathschläge, des Beistandes, ja der Trostworte eines Freundes bedürfen."

Der junge Landmann erfaßte die Hand seines Gefährten und drückte sie kräftig.

„Sprechen Sie, sprechen Sie unbesorgt Herr Charles," rief Paul mit einer Lebhaftigkeit, die ihm sonst nicht eigenthümlich war, „Rathschläge und Trostworte sind eigentlich nicht meine Force; mein gesunder Menschenverstand steht indeß ganz zu Ihren Diensten, wie meine Fäuste wenn Sie anders, wie ich vermuthe, nicht viel auf die Ihrigen zählen können. Also sprechen Sie jetzt, vielleicht finden wir Beide ein Mittel, das auszugleichen, was Sie so sehr zu beunruhigen scheint."

Charles dankte ihm mit einem Blick und wollte so eben seine Erzählung beginnen, als Paul sich plötzlich aufrichtete; —

„Haben Sie mir nicht gesagt," fragte er, „daß Sie jede Zögerung vermeiden wollten, und daß das Geschäft, was Sie zu Ihrer Tante ruft, sehr dringend sei?"

„Die Ehre und das Glück meines Vaters stehen dabei auf dem Spiele," antwortete Charles mit einem tiefen Seufzer.

„Weshalb zögern wir also, unsern Weg fortzusetzen," nahm Paul Duvert wieder das Wort, indem er den übrigen Proviant wieder einpackte, „da Sie doch nichts genießen, so ist es nutzlos, hier eine kostbare Zeit zu verlieren — ich werde unterwegs schon dann und wann einen Bissen zu mir nehmen."

Die beiden jungen Männer setzten nunmehr schnell ihren Weg fort und schritten den Hügel hinab in die Ebene; Charles stützte sich dabei auf seinen Stock mit goldenem Knopfe; Paul dagegen schritt ohne die mindeste Anstrengung auf dem steilen Pfade dahin.

Nach einer kurzen Pause nahm Charles wieder das Wort.

„Ich will Ihre Geduld nicht länger mißbrauchen, lieber Paul," sprach er, „auch will ich nicht versuchen, Ihnen die Genealogie meiner Familie auseinander zu setzen, welche eine der reichsten und ältesten Corsikas ist. Ich will Ihnen nur berichten, daß unter dem Kaiserreiche durch eine Reihe von Begebenheiten, welche zu erwähnen nur überflüssig ist, diese Familie auf zwei Personen, auf meinen Vater uud meine Tante Bianchi, reducirt ward, sie waren die letzten Erben des Namens und des Vermögens unserer Vorfahren. Meine Tante,

welche den Sitten Corsikas, wie überhaupt ihrem Vaterlande ungemein anhängt, heirathete einen reichen Landbesitzer, der bald nach ihrer Verheirathung starb, ohne ihr Kinder zu hinterlassen. Mein Vater hatte eine junge Französin geheirathet, die Tochter eines angesehenen Beamten zu Ajaccio; schon ein Beweggrund der Uneinigkeit zwischen Bruder und Schwester. Meine Tante Bianchi ist eine höchst seltsame Frau, voll von Vorurtheilen, welche die Verbindung meines Vaters mit einem Mädchen, das keine Corsin war, stets nur als eine Art von Mißheirath betrachtete. Als aber die Gattin meines Vaters fühlte, daß sie Mutter werden würde, standen die letzten Abkömmlinge unserer Familie auf dem Punkte, sich zu versöhnen. Meine kinderlose Tante hoffte, daß meine Mutter ihrem Gatten einen Sohn schenken würde, welcher den Namen Labeccio vor dem Erlöschen schützen werde. Auch ward meine Mutter eingeladen ihre Niederkunft auf Casabella abzuwarten, der Besitzung, wohin wir uns jetzt begeben, und wo meine Geburt beide Familien mit Freuden erfüllte.

Leider aber konnten sich die beiden Schwägerinnen nicht mit einander verständigen; meine Mutter, den Sitten und dem Charakter nach, ganz und gar Französin, verletzte jeden Augenblick die Ideen und den Stolz meiner Tante. Die verschiedenartigsten Systeme, welche Beide bei meiner Erziehung befolgen wollten, trugen nicht wenig dazu bei,

sie noch mehr von einander zu entfernen. Meine Tante wollte, daß ich wie ein Spartaner, mit der äußersten Strenge erzogen werden und daß meine geistige Ausbildung nur in so weit beachtet werden sollte, als es die Vorurtheile meines Vaterlandes erforderten. Meine Mutter dagegen, eine Frau aus der vornehmen Welt, wollte, zumal da sie meine schwächliche Constitution berücksichtigte, hievon durchaus nichts wissen und verzog mich ganz und gar. Hieraus entstanden täglich Zwist; und eines Tages nach einer heftigen Scene, verließen meine Eltern mit mir die Besitzung meiner Tante, um nie wieder dorthin zurückzukehren."

„Von diesem Augenblicke an," fuhr Charles fort, „sah sich mein Vater, der eine große Rücksicht für seine ältere Schwester gehegt hatte, von jedem Zwange befreit; er verkaufte alles, was er in Corsika besaß und ließ sich in Paris nieder, wo er mittelst seines Capitals und des Vermögens seiner Gattin, ein Banquierhaus etablirte, welches bis jetzt allgemein geachtet worden. Meine Tante war sehr erzürnt über das, was sie die Desertion meines Vaters nannte, und trotz unsers Entgegenkommens, weigerte sie sich lange, uns Nachrichten von sich zu geben. Sie war reich und ihr Vermögen mußte natürlich späterhin uns zufallen. Um in dieser Rücksicht meinen Aeltern jede Hoffnung zu rauben, nahm sie eine junge arme Waise aus der Familie ihres verstorbenen Gatten zu sich

und erklärte öffentlich, daß sie ihre alleinige Erbin werden solle; dies junge Mädchen, welches sich Therese Bianchi nennt, befindet sich jetzt bei ihr und soll reizend, liebenswürdig und mit großen Vorzügen begabt sein."

„Unterdessen starb in Paris meine arme Mutter, der meine Tante alles Unheil in der Familie zuschrieb. Als sie diese Trauerkunde erhielt, schien die Letztere sich der Familie ihres Bruders wieder nähern zu wollen. Sie schrieb, und sei es nun aus Stolz oder aus wirklicher Anhängligkeit für den letzten Sprößling ihres Stammes, genug, es war in ihrem Briefe nur die Rede von mir. Mein Vater hütete sich wohl, ihre Annäherung zurückzuweisen; er fürchtete jene Pflegetochter, und da er voraussah, daß seinen Geschäften Unglücksfälle drohten, beschloß er, um jeden Preis für mich den Schutz und dermaleinst das Vermögen seiner Schwester zu erlangen. Er nahm sich demnach auch in Acht, ihre Vorurtheile zu verletzen, wie es früher meine arme Mutter gethan hatte, und antwortete ihr auf eine Weise, welche ihren Ideen schmeicheln mußte. Er pries meine geistigen und körperlichen Anlagen und versprach hinsichtlich meiner Erziehung fortan den Rathschlägen zu folgen, welche seine liebe Schwester ihm ertheilen werde. Seitdem fand zwischen Beiden ein lebhafter Briefwechsel statt, und dadurch ist es meinem Vater gelungen, meiner Tante von mir eine ganz verkehrte Idee beizubringen."

„Da mein Vater wußte, daß meine Tante vor allem die physische Kraft und die körperlichen Vorzüge schätzte, hat er mich ihr wie einen starken, robusten jungen Mann geschildert, während ich doch nur eigentlich schwächlich und kränklich bin. Meine Tante verachtet jeden glänzenden Unterricht, den man heut zu Tage der Jugend ertheilt: während ich im Collegium im Lateinischen und im Griechischen den Preis davon trug, zeigte mein Vater seiner Schwester an, daß ich mich auf dem Lande des Studiums des Ackerbaues befleißige und daß die Jagd mein Hauptvergnügen sei.“ —

Durch diese Schilderung angeregt, verlangte meine Tante mich zu sehen. Das lag nicht in der Rechnung meines Vaters, welcher, sich überzeugt haltend, daß meine Tante sich niemals entschließen würde, nach Paris zu kommen, gehofft hatte, daß sie auch nicht Gelegenheit finden würde, zu bemerken, wie verschieden ich von dem Bilde sei, das er ihr von mir entworfen. Er brachte allerlei Entschuldigungen vor, um meine Reise nach Corsika zu verhindern, dieselben aber leuchteten meiner Tante nicht ein, und erzürnt ob der fortgesetzten Weigerung meines Vaters, mich zu ihr zu senden, brach sie endlich den Briefwechsel gänzlich mit uns ab.“

„So war die Lage der Dinge, als mein Vater mir vor einigen Monaten unter Thränen offenbarte, daß in Folge mehrerer Bankerotte und anderer Unglücksfälle seine

Angelegenheiten in Unordnung gerathen wären, und er auf dem Punkte stände, seine Zahlungen einstellen zu müssen. Das war für mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich untersuchte gemeinschaftlich mit meinem Vater, ob es kein Mittel gebe, seinem merkantilischen Sturze vorzubeugen; bald aber überzeugten wir uns, daß wenn nicht in kurzer Frist die Summe von 60,000 Francs angeschafft würde, unser Untergang und unsere Schande unvermeidlich sei. In diesem verzweiflungsvollen Moment bedachte mein Vater, daß seine Schwester eine der reichsten Eigenthümerinnen Corsikas sei, und daß sie ihn retten könne. Meine Tante besitzt große Anpflanzungen von Olivenbäumen und ausgedehnte Ländereien, ihre Einkünfte sind sehr beträchtlich, und da sie für sich und ihre Pflegetochter nur wenig gebraucht, so sendet sie jährlich bedeutende Summen an ihren Banquier in Ajaccio. Mein Vater, welcher diese Umstände kannte, meinte, daß es mir vielleicht gelingen könne, bei meiner Tante, die ihre Zuneigung für mich so deutlich an den Tag gelegt hatte, Hülfe in unsrer Noth zu finden. Ich schrieb sogleich an die Letztere und schilderte ihr die Lage meines armen Vaters auf das Rührendste.

„Die Antwort folgte schnell; meine Tante antwotete mir, daß sie die Mittel und den Willen besitze, meinen Vater zu retten, daß sie aber die 60,000 Francs nur mir selbst, dem letzten Sprößling unsrer Familie, ein-

händigen wolle, zu welchem Entzweck ich mich augenblicklich nach Corsika begeben möge."

„Sie begreifen, mein lieber Paul, wie uns diese peremtorische Erklärung in Verlegenheit setzte. Ich bin so ganz und gar verschieden von dem Portrait, welches man meiner unerbittlichen Tante von mir entworfen hat, daß ich überzeugt bin, ich werde ihr mißfallen, und zornig, sich getäuscht zu sehen, wird sie sich alsdann weigern, ihr Versprechen zu erfüllen. Da indeß die Reise hieher unser einziges Rettungsmittel war, so zögerte ich nicht, mich auf den Weg zu machen. Ich hoffte ihr Herz zu rühren, indem ich ihr das Unglück schilderte, das uns bedroht; bis Ende dieses Monats müssen die Gelder in Paris angelangt sein, und Sie begreifen jetzt, mein lieber Paul, daß meine Unruhe wächst, jemehr wir uns Casabella nähern."

„Ja, ja," sprach der Angeredete nach kurzem Nachdenken, „das ist eine verteufelte Geschichte, Ihr Vater hat Sie, bei meiner Seel, in eine böse Lage gebracht."

„Was wollen Sie, Paul, er hatte nur einen Plan im Auge," entgegnete Charles, „er ahnete nicht, daß spätere Unglücksfälle ein Zusammenkommen mit ihr herbeiführen würden."

Hier schwiegen Beide und überließen sich ihrem Nachdenken. Sie schritten auf einem schmalen unebenen Pfade hin, der durch ein schönes Thal führte, das an

beiden Seiten von Bergen begränzt ward. Charles hatte das Haupt gesenkt, Paul hatte seine Augen gen Himmel geschlagen und pfiff ein Liedchen; die größte Stille herrschte rund um sie her.

Da hielt plötzlich der Letztere mit Pfeifen inne und berührte leise den Arm seines Gefährten, indem er auf eine Gestalt deutete, welche sich auf dem Gipfel eines Hügels zeigte, den sie passiren mußten. Es schien ein bewaffneter Mann, dessen dunkle Umrisse sich in Schwarz an dem klaren blauen Himmel abzeichneten.

„Was zum Henker bedeutet das?“ fragte Paul, „was kann der da oben vorhaben?“

„Es ist ohne Zweifel ein Bewohner dieser Gegend,“ versetzte Charles, indem er zerstreut nach der bezeichneten Richtung hinblickte, „ein Hirte vielleicht, er soll uns sagen, ob wir uns auf dem rechten Wege befinden.“

Wenn das ein Hirt wäre,“ bemerkte Paul,“ würden wir auch die ihm anvertraute Heerde erschauen; überdem scheint es mir, als blitzte ein Gewehr in seiner Hand.“

„Sie vergessen, daß alle Bauern, denen wir bisher begegneten, ihre Gewehre über die Schulter gehängt hatten.“

„Das hatten sie, und ich behaupte, daß dergleichen eher für Strassenräuber, als für einen ehrlichen Landmann paßt. Aber haben Sie auch wohl bemerkt,

daß der Kerl da oben grade auf der Mitte des Pfades steht? Und daß er uns so den Weg versperrt? Haben Sie nicht auch gesehen, daß er uns unablässig aufmerksam betrachtet, so als ob er nur daſtände, um uns zu erwarten."

Charles erwiderte ihm lächlend, daß ihre fremdartige Kleidung auf dieser Insel schon mehrmals die Neugier der Bergbewohner auf sich gezogen habe und daß bei jenem Fremden derselbe Beweggrund obwalten werde.

„Nicht etwa, daß ich mich fürchten sollte, mein lieber Labeccio," antwortete Paul, kaltblütig, „befänden wir uns in meinem Vaterlande, ich würde mich, sehn Sie, nicht so viel darum kümmern, aber hier in Corsika bin ich nicht bekannt und was ich nicht kenne, beirrt mich. Hätte ich nur einen tüchtigen Knittel zur Hand — warten Sie — —"

Er zog schnell ein Messer aus seiner Tasche und schnitt sich einen derben Ast ab, um denselben im Nothfall zu gebrauchen, so daß der junge kräftige Landmann sich jetzt in dem Besitze einer Waffe befand, die in seinen kräftigen Händen furchtbar werden konnte; gänzlich beruhigt trat er wieder zu seinem Gefährten und schritt mit demselben langsam den Hügel hinan, auf dessen Gipfel sich die drohende Gestalt zeigte.

So wie sie immer mehr hinan gelangten, wuchs

ihr Erstaunen; der Mann dort oben machte auch nicht die allerkleinste Bewegung; und bald waren sie im Stande, seine Kleidung und seine Züge zu unterscheiden. Es war ein Mann von fast athletischem Körperbau, obgleich er schon in Jahren vorgerückt schien. Sein braunes, furchenreiches Gesicht zeigte von Kraft und Hartnäckigkeit; seine großen schwarzen Augen waren auf die beiden Wanderer mit einem unerklärlichen Ausdruck gerichtet, man hätte glauben können, eine Schlange zu schauen, die durch ihren Blick ihre Beute zu sich hin ziehen will. Die Tracht dieses Mannes war übrigens die der wohlhabenden Bauern des Landes: er trug auf dem Kopf eine spitze Mütze von Ziegenfellen, deren Seiten ihm bis über die Ohren hinabhingen. Er trug ein braunes mit Roth und Gelb verziertes Wamms, Beinkleider von demselben Stoffe und kurze herabhängende Stiefel. An seinem Gürtel war eine Carchera, oder eine Art von Tasche befestigt, welche die Corsen stets mit Patronen füllen. Er stützte sich auf ein mit einem Bajonette versehenes Gewehr, dessen Kolbe auf dem Boden ruhte und in dieser Stellung glich er einer Schildwacht auf ihrem Posten.

Man muß gestehen, daß diese Stellung und die Art nnd Weise, wie der Unbekannte unsere jungen Wanderer betrachtete, gar wohl geeignet waren, Verdacht einzuflößen, und dies um so mehr, da er fortwährend

den schmalen Weg versperrte uud dort, wo er stand, wie eingewurzelt schien. Charles wurde unruhig, er näherte sich seinem Gefährten, welcher aber ruhig und kaltblütig dahinschritt und dabei ein Liedchen vor sich hin pfiff.

Endlich befanden sich unsre Reisenden so nahe bei dem Unbeweglichen, daß er nothwendiger Weise bei Seite treten mußte, wenn sie im Vorübergehen ihn nicht stoßen sollten. Der Unbekannte seinerseits machte keine andere Bewegung, als daß er langsam seine Flinte hob, wobei er fortwährend seine Blicke auf die Wanderer richtete. Paul Duvert trat vor seinen schwachen furchtsamen jungen Reisegefährten, wandte sich entschlossen gegen den Fremden und fragte in einem drohenden Tone:

„Nun, Freund, denkt Ihr noch lange da wie eingepflanzt zu stehen? Wenn Ihr hier auf jemnd w artet so müßt Ihr Euch schon zur Genüge überzeugt haben, daß wir es nicht sind, auf die Ihr harrt. Tretet also bei Seite, denn ich mag nicht so in der Nähe sein von All und Jedem und Ihr Eurerseits möchtet Euch auch vielleicht nicht so ganz in unmittelbarer Nähe von diesem hier befinden.“

So sprechend schwang er seinen Knittel, hoffend, dadurch dem hartnäckigen Bauer zu imponiren. Zu seinem großen Erstaunen aber wich der Letztere nicht von der Stelle, sondern beobachtete Paul fortwährend, indem er zu sich selbst sprach: „Er ist es — ganz wie man

ihn geschildert hat, ich erkenne ihn an seiner Unverschämtheit. Es ist ein Labeccio,*) ein wahrhafter Orkan.

Da der Bauer italienisch sprach, so hatten die beiden jungen Leute seine Rede nicht verstanden; der ungeduldige Paul aber drängte vorwärts, um sich mit Gewalt den Weg zu bahnen, da aber streckte ihm der Unbekannte die Hand entgegen, indem er in französischer Sprache in einem langsamen und geheimnißvollen Tone rief:

„Nein, nein, junger Mann, ich habe mich nicht geirrt, Du bist es, den ich erwartet habe. Hier ist nicht der Ort, Deine Drohungen zu beantworten, jetzt, da ich weiß, daß Du hier bist, jetzt bin ich zufrieden. Wir werden uns wiedersehen!" —

So sprechend trat er ein wenig bei Seite und näherte sich einem Gebüsche, plötzlich aber wandte er sich noch einmal zu den beiden jungen Leuten, welche bestürzt und regungslos dastanden, und sprach mit einem stolzen, sardonischen Lächeln: „Du kennst mich nicht, ich bin Marliani!"

„Sehr erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Marliani," erwiderte Paul in einem jovialen Tone, als er gewahrte, daß der Fremde für den Augen-

*) Der Labeccio ist auf Corsika ein furchtbarer Sturm, welcher Bäume entwurzelt.

blick wenigstens keine böse Absichten hatte, „aber wollt Ihr nicht die Güte haben, uns zu sagen, ob wir uns auf dem rechten Wege nach Casabella befinden?

Der Unbekannte hemmte seine Schritte grade als er in das Gebüsch treten wollte, und deutete schweigend auf eine vor ihnen liegende Besitzung, die kaum eine halbe Stunde weit entfernt lag.

„Wir sehen uns wieder,“ sprach er noch einmal mit starker Stimme, „und das in zwei Tagen, verstehst Du mich?“

„Ganz recht,“ versetzte Paul kaltblütig, um dadurch anzudeuten, daß er den Sinn der an ihn gerichteten Worte verstanden habe. Der corsische Bauer war unterdessen verschwunden.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Paul, indem er seinen Weg fortsetzte.

„Ich glaube der Mann irrt sich,“ bemerkte Charles.

„Ich glaube, er hält mich für Sie? nannte er nicht Ihren Namen Labeccio?“

„Das ist wahr, Paul, es ist wahr, er hält Sie für mich, dadurch aber wird das Abenteuer nicht klarer. Ich war noch niemals hier, und kann also auch von niemand gekannt seyn.“

„Der muß sich geirrt haben, sprechen wir nicht weiter davon. — Aber, aber,“ fuhr Paul fort, indem er sich die Stirn rieb, so als käme ihm plötzlich ein

Gedanke, „wie wärs, wenn wir die ganze Insel den Irrthum dieses Dummkopfs theilen ließen? Wäre es nicht vielleicht möglich — —"

Er hielt inne, wie selbst erschrocken ob der zahllosen Schwierigkeiten, die seinem Plane im Wege standen.

„Was meinen Sie denn?" fragte Charles rasch.

„Hören Sie mich an," nahm Paul ruhiger wieder das Wort, „ich möchte Ihnen gern in der schlimmen Lage, worin sie sich befinden, nützlich werden; ich sehe nur ein einziges Mittel, Sie derselben zu entreißen."

„Und welches, welches? Sprechen Sie!"

„Haben Sie mir nicht gesagt, daß Ihre Tante nur mit großem Widerwillen Ihren schwächlichen Körperbau schauen, Ihre zarte Stimme hören würde? Nicht wahr, wenn sie einsieht, daß Ihr Vater sie getäuscht hat, dann wird sie ihre Hülfe verweigern?

„Das alles ist leider nur allzu wahrscheinlich?"

„Haben Sie mir nicht ebenfalls gesagt, daß ein derber kräftiger Bursche, so einer wie ich, Ihrer Tante gefallen und sie veranlassen würde, ihre Geldkiste aufzuschließen?"

„Das glaube ich zuverlässig."

„Wohlan, Charles, wenn Sie einwilligen, so wollen wir während der drei Tage unsers Aufenthalts bei

Ihrer Tante unsre Namen wechseln, Sie nennen sich Paul Duvert, ich mich Charles Labeccio."

„Der Plan ist allzu kühn! Wenn meine Tante den Betrug entdeckt!"

„Wie könnte das angehen? Sie kann keinen Argwohn fassen. Das Bild, welches man ihr von ihrem Neffen entworfen hat, gleicht mehr mir, als Ihnen. Sie hat Sie niemals gesehen, und haben Sie erst wieder ihre Besitzung verlassen, wird sie Sie vielleicht nie wiedersehen. Diese List wird Ihnen die Zuneigung Ihrer Tante und Ihren Beistand auf immer erwerben. Nun, was sagen Sie zu meinem Vorschlage?"

„Aber," fragte Charles, „sind Sie auch überzeugt, Ihre Rolle so spielen zu können?"

„Das überlassen Sie mir," antwortete Paul. „Ich werde mich schon vor allzu groben Verstößen in Acht nehmen; überdem wird die ganze Comödie ja nur drei Tage währen. Auch habe ich Sie ja stets zur Seite."

„Wohlan, Paul," sprach Charles nach kurzem Bedenken, „ich nehme Ihren Vorschlag an, ich setze mein ganzes Vertrauen auf Sie. Bedenken Sie, daß die Ehre und das Glück meines armen Vaters auf dem Spiele stehen — gelingt Ihr Plan, werde ich Ihnen mehr als mein Leben zu verdanken haben." —

„Oh, sprechen Sie noch nicht von Dank," unterbrach ihn Paul. „Wenn ich nicht irre, werden wir in

wenigen Augenblicken in die Behausung unsrer würdigen Anverwandtin gelangen. Sie haben also keine Zeit zu verlieren, um mich mit den Details Ihrer Familie bekannt zu machen."

„Charles beeilte sich sofort, ihm alles dasjenige mitzutheilen, was seinen Gefährten in den Stand setzen konnte, seine Rolle ohne Verstöße durchzuführen. Noch waren sie in tiefem Gespräche begriffen, als die Erscheinung neuer Personen ihre Aufmerksamkeit auf sie zog.

Seitdem jener Mann, der sich Marliani nannte, von ihnen geschieden war, hatten sie das schöne lachende Thal erreicht, an dessen anderem Ende sich die Besitzung der Madame Bianchi befand. Hier in dieser fruchtbaren, aber der vielen nahen Moräste wegen, ungesunden Gegend, lebte die letztere seit dreißig Jahren. Das Haus war düster und schwerfällig gebaut und glich fast einer Cidadelle, deren alteſt einerne Mauern nöthigenfalls Kanonenschüsse abzuhalten vermochten. Wilder Wein und ähnliche Schlinggewächse schlängelten sich längs den Fenstern bis oben zum Dache hinauf. Das Sonderbarste bei dieser Besitzung aber war, daß sie durchaus keine Nebengebäude hatte, wie sie in der Regel Landhäuser zu umgeben pflegen, keine Scheunen für das Getreide, keine Ställe für das Vieh, keine Verschläge, um das Ackerbaugeräth aufzubewahren; auf der Besitzung der Madame Bianchi, wie überhaupt auf den Landgütern in Corsika,

wird das Korn gleich nach der Ernte fortgeschafft, während das Vieh in der Nacht keine andre Zufluchtsstätte hat, als die Weiden in der Nachbarschaft. Bis auf einige Hütten, welche, einige hundert Schritte von dem Hause entfernt den Tagelöhnern zum Obdach dienten, stand das Haus also ganz isolirt, finster und schweigsam da, in der Mitte eines Gehölzes von Castanien- und Nußbäumen, welche es zum Theil den Blicken entzogen.

Unsre Wandrer hatten indeß nicht Zeit, alle diese Beobachtungen anzustellen, denn ein junges Mädchen und eine Art von Landmann, die sie vom Hause aus bemerkt hatten, kamen ihnen eilig entgegen und befanden sich bereits in ihrer Nähe. Das junge Mädchen hatte eine gracieuse, elegante Tournüre, welche sie auf den ersten Blick vor den armen Bewohnern dieser Gegend auszeichnete. Eine saubere spanische Mantille und ein Stohhut, dessen Bänder im Winde flatterten, vervollständigten ein anmuthiges Negligee, welches selbst eine junge moderne Pariserin auf dem Lande nicht würde verschmäht haben. Ihr Gesicht war ungemein reizend, obgleich die Sonne ihr Colorit vergoldet hatte; ihre lebhaften schwarzen Augen und ihr in Locken herabwallendes Haar von derselben Farbe, vermehrten noch den Reiz ihrer ausdrucksvollen italienischen Physiognomie. Als sie sich in einiger Entfernung von den beiden Freunden befand, senkte sie das Auge und sprach leise einige Worte zu ihren Begleiter,

welcher indeß fortfuhr, prüfende Blicke auf die Ankömmlinge zu richten.

Dieser Mann verdiente seinerseits die Aufmerksamkeit der beiden Wanderer, welche Frankreich zum ersten Mal in ihrem Leben erst vor Kurzem verlassen hatten. Es war ein Abkömmling jener Griechen, welche unter der Anführung der Comnenes im Jahre 1766 eine Zuflucht auf Corsika suchten. Dies arbeitsame geduldige Geschlecht, welches sich bis auf unsre Tage rein von jeder Mischung mit der übrigen Bevölkerung Corsikas gehalten hat, hat seit jener Zeit auf dieser Insel den Geschmack für den Ackerbau eingeführt. Es war auch seit vielen Jahren bei den eingebornen Familien Sitte, einen dieser griechischen Abkömmlinge in Dienst zu nehmen, um die Feldarbeiten zu leiten; eine Gewohnheit, die Madame Bianchi gleichfalls beobachtet hatte. Es ging in der Gegend das Gerücht, daß Cesario, so nannte sich der griechische Abkömmling, die Hauptursache des Reichthums seiner Gebieterin gewesen sei, und wirklich war diese Meinung gegründet. Uebrigens war Cesario ein Mann von 45 bis 50 Jahren, von mittlerer Größe, dessen Augen einen ganz besonderen Ausdruck von Schlauheit und Lebhaftigkeit hatten. Sein Anzug war von dem der corsischen Bauern ungemein verschieden. Er trug auf dem Kopfe eine platte griechische Mütze, ein Wamms

und weite, unterhalb des Kniees zusammengebundene Beinkleider.

Bei der Ankunft dieser zwei Personen hemmten unsre beiden Wanderer ihre Schritte, um sie zu erwarten.

„Wer, zum Henker, mag das allerliebste Mädchen sein?“ fragte Paul leise zu seinem Gefährten gewandt.

„Ohne Zweifel ist es Therese Bianchi, die Pflegetochter meiner Tante und meine weitläuftige Anverwandte.“

„Und ihr Begleiter?“

„Ich weiß es nicht, aber — —“

In diesem Augenlick fragte eine sanfte, schüchterne Stimme, ob einer der beiden Herren sich nicht Charles Labeccio nenne. Es war Therese, welche einige Schritte weit entfernt die Antwort auf die Frage mit einiger Besorgniß zu erwarten schien. Die beiden jungen Wanderer blickten in diesem entscheidenden Augenblick einander zögernd an; da aber entschloß sich Paul schnell, er näherte sich dem jungen Mädchen und sprach, indem er sie mit mehr Anstand begrüßte, als man ihn für fähig gehalten haben sollte:

„Ich bin es, Mademoiselle, ich bin Charles Labeccio; darf ich jetzt meinerseits fragen, ob ich nicht die Ehre habe, mit Mademoiselle Therese Bianchi zu reden — —“

„Ich bin Ihre Cousine, Charles,“ versetzte das junge Mädchen, indem sie mit unschuldiger Naivetät ihre

beiden Hände und ihre Wange dem falschen Labeccio bot; „Sie sprechen mit ihrer Cousine Therese, welche meine Tante Ihnen entgegen sendet, um Sie willkommen zu heißen.“

Paul küßte ihre Wange und drückte ihre beiden Hände; dann warf er einen Seitenblick auf seinen Gefährten, welcher sagen wollte: „das fängt nicht übel an!“ worauf er mit übertriebener Höflichkeit fortfuhr:

„In Wahrheit, meine theure Cousine, ich schätze mich höchst glücklich — —“

„Lassen Sie die Complimente, lieber Cousin,“ fiel das junge Mädchen ein, „wir wissen hier schon, daß sie offen und freimüthig sind, behandeln Sie mich wie ihre Schwester —“

„Wohlan, das ist mir schon recht,“ rief Paul, von dieser liebenswürdigen Natürlichkeii ganz und gar bezaubert: „und so will ich Ihnen, liebe Cousine, ohne Rückhalt gestehen, daß ich sie ganz allerliebst finde, und Sie bereits von ganzer Seele liebe.“

Und um seine Worte durch die That zu bestätigen, drückte er noch einen Kuß auf Theresens Wange, welche es ruhig geschehen ließ. Sie erröthete indeß, als sie gewahrte, daß das Auge des wirklichen Charles scharf auf sie gerichtet sei.

„Jener Herr dort,“ fragte Therese nach einer kur=

zen Pause, „ist ohne Zweifel der Freund, dessen Sie in Ihrem Briefe aus Ajaccio gegen uns erwähnten."

Charles verbeugte sich schweigend.

„So sein auch Sie herzlich willkommen, mein Herr," fuhr Therese fort, „den Freund Charles Labeccios werden wir in Casabella mit Vergnügen empfangen, wir werden uns bemühen, ihm den Aufenthalt dort so angenehm wie möglich zu machen."

„Ich wünsche, daß er behandelt werden möge, wie ich selbst," bemerkte Paul in einem jovialen Tone, „er ist mir Freund, fast Bruder. — Betrachten Sie ihn also, meine Cousine, als wenn er zu unsrer Familie gehöre."

Und bevor das junge Mädchen es verhindern konnte, erfaßte er sie bei der Hand und zwang sie fast, auch Labeccio ihre Wange zum Kusse zu reichen.

„Nun hat er mir wenigstens nichts vorzuwerfen," murmelte Paul dabei vor sich hin.

Während der kurzen Scene der Bewillkommung hatte niemand Cesario beachtet, welcher sich unablässig verbeugte, dessen in italienischer Sprache, mit dem ihm eigenthümlichen Dialekt ausgesprochene Complimente aber fast unverständlich waren.

„Guten Tag, lieber Freund, guten Tag!" rief jetzt Paul zu ihm gewandt, „schönen Dank für Eure Höf=

lichkeit; aber ich verstehe nicht recht, was Ihr mir sagt, und so laßt es vor der Hand damit genug seyn.

Der Grieche richtete sich rasch auf und sein Auge, so wie sein Erröthen, verkündeten, daß er sich verletzt fühle. Der Ton seiner Stimme blieb indeß eben so sanft und einschmeichelnd wie vorher, als er, indem er sein Gesicht zu einem Lächeln verzog, entgegnete:

„Möge mein junger Herr es mir verzeihen, ich bin ein treuer Diener der Familie Labeccio und ich nehme Theil an allem, was derselben Erfreuliches begegnet."

Paul hatte, ohne auf seine Worte zu achten, den Arm seiner vorgeblichen Cousine erfaßt und schickte sich an, sich mit ihr dem Hause zu nähern; Cesario aber vertrat ihm, ohne es zu wollen, den Weg, so daß Paul ihm ungeduldig zurief:

„Nun, guter Freund, so laßt uns doch durch. Wollt Ihr es etwa machen wie der, der sich uns oben auf dem Berge in den Weg stellte, so daß ich fast meinen Knittel gebrauchen mußte, um uns den Weg zu bahnen. Seid Ihr vielleicht ein Sohn oder ein Verwandter dieses Marliani?"

„Marliani!" wiederholte das junge Mädchen zitternd, „Sie sahen Marliani? Er hat also erfahren, daß Sie hier sind? Sie haben mit ihm gesprochen?"

„Er hat mir eine Menge Dinge gesagt, von denen ich kein Wort verstand, so wenig wie Herr Charles —

Herr Paul Duvert, wollt ich sagen. Wissen Sie vielleicht, meine allerliebste Cousine, was jener garstige Mensch von uns wollte?"

Therese richtete einen forschenden Blick auf Cesario, welcher aber ganz ruhig dastand.

„Ich weiß es nicht, Herr Charles," versetzte Therese endlich verlegen, „aber Ihr, Cesario, Ihr scheint zu vergessen, daß Madame Bianchi die Kunde von der Ankunft ihres Neffen mit Ungeduld erwartet! Geht nur voraus, verkündet ihr, was Ihr gesehen habt? eine solche Botschaft kann Euch nur angenehm seyn, Euch, der Ihr so sehr an der Familie Labeccio hängt!"

Es schien, daß das junge Mädchen diese Worte mit einer Art von Ironie aussprach, welche der, an den sie gerichtet worden, zu verstehen schien, denn er biß sich in die Lippen und lenkte nach einer kurzen Begrüßung seine Schritte dem Hause zu.

Als er sich eine Strecke entfernt hatte, drückte Therese Pauls Arm und flüsterte ihm in einem geheimnißvollen vertraulichen Tone zu:

„Sie haben ihn ein wenig verletzt, Herr Charles, und ich habe ihn gleichfalls nicht geschont. Vielleicht werde ich während ihres Aufenthalts bei uns keine Gelegenheit finden, Sie zu benachrichtigen, daß Sie diesem Manne nicht trauen dürfen; er hat sich einen großen Einfluß auf meine Tante zu verschaffen gewußt, und

schon hat er gesucht, Ihnen bei ihr zu schaden, Ihnen, den er doch gar nicht kennt. Ohne Zweifel ist er es, der Marliani von Ihrer Ankunft in Kenntniß gesetzt hat; dieser Marliani ist ein alter Feind unsrer Familie, und ich weiß nicht, in welcher Absicht er benachrichtigt worden. — Kurz, trauen Sie dem Cesario nicht. Sie können nicht glauben, wie weit er jetzt seine unverschämte Anmaßung treibt. Aber ich fürchte ihn jetzt nicht mehr, und ich brauche ihn nicht mehr zu schonen, denn Sie werden mir zur Seite seyn, Sie, mein Verwandter, mein Freund, mein Vertheidiger!"

„Ja, ja, Ihr Vertheidiger!" wiederholte Paul, wobei er auf Charles blickte, so als befrage er ihn über die Bedeutung dieser Worte; „aber darf ich nicht fragen, meine liebenswürdige Cousine, von welcher Gefahr — —"

„Kommen Sie, Herr Charles," unterbrach ihn Therese rasch, gleichsam als wolle sie für jetzt einer weitern Erklärung vorbeugen, „unsre Tante harrt gewiß unsrer mit großer Lebhaftigkeit, machen wir, daß wir zu ihr zu gelangen, ohne Zweifel rückt sie schon in ihrem Lehnsessel ungeduldig hin und her, ihre Gemüthsbewegung könnte ihr leicht die Gicht nach der Brust treiben."

„Ist denn meine Tante bereits so betagt, daß sie schon an den Krankheiten des Alters leidet?" fragte Paul.

„Sie ist grade noch nicht sehr alt, aber die Luft ist hier so ungesund, wegen der Nähe der Moräste, so

daß unsre Verwandte sich fast immer unwohl befindet. Die Gicht verläßt Sie nur äußerst selten, und wenn sie davon belästigt wird, ist sie etwas mürrisch. — Ihre Gegenwart aber wird sie gewiß sehr glücklich machen! O, sie bauet auf Sie große Pläne!" —

Das junge Mädchen hielt plötzlich inne, so als fürchte sie, zu viel zu sagen.

„Große Pläne!" fragte Paul neugierig; „könnten Sie, liebe Cousine, mir nicht im Voraus — —?"

„Da wären wir," fiel Therese ein, denn Sie betraten jetzt den dunklen und verfallenen Eingang des Hauses; folgen Sie mir, meine Herren, ich will Ihnen den Weg zeigen."

Während Therese voranschritt, die knarrende Treppe hinauf, befanden sich die beiden jungen Männer einen Augenblick lang neben einander.

„Muth gefaßt!" flüsterte Charles; „vergessen Sie meine Instructionen nicht."

„Meiner Treu!" erwiederte Paul auf gleiche Weise, „ich verstehe kein Wort von dem allen: aber unsre Cousine ist ganz allerliebst, und der Teufel soll mich holen, wenn mich der Handel nicht freut!"

II.

Das Gemach, in welchem Madame Bianchi sich in diesem Augenblick aufhielt, befand sich im ersten Stockwerk; es war ein geräumiges finsteres Zimmer, dessen dunkelrothe Malerei seit Jahren nicht aufgefrischt war, wodurch die Dunkelheit desselben noch vermehrt wurde. Obgleich das Haus von außen sehr solide gebaut schien, war es dennoch unmöglich, sich in diesem alten Gemache zu regen und zu bewegen, ohne daß die Fenster zitterten, ohne daß der Fußboden und das Getäfel knarrten. Große Wandschränke ersetzten die Meubeln, welche in der Regel dazu dienen, Dinge aller Art einzuschließen, und es muß bemerkt werden, daß mehrere dieser Schränke mit einer Sorgfalt verschlossen gehalten wurden, welche zur Genüge beurkundeten, daß sie nicht leer waren.

Bis auf ein Bett von Nußbaumholz, welches in einem Winkel des Zimmers unter einem alten, mit weißen Vorhängen versehenen Baldachin stand, hatte alles in dem Zimmer der Madame Bianchi dasselbe dunkle räuchrige Ansehen. Die Stühle und Tische waren aus Castanienholz geformt und datirten sich ohne Zweifel gleichfalls von lange her.

Bis auf die Vergoldungen, welche zwei oder drei

werthlose Gemälde einschlossen und die unter dem Einflusse der Fliegen und der Zeit bereits sehr gelitten hatten; bis auf ein großes kupfernes Crucifix, das Theresens Frömmigkeit stets glänzend erhielt, und endlich bis auf einen kleinen venetianischen Spiegel, dessen das junge Mädchen nicht entbehren konnte, wollte sie nicht ihr Bild in den benachbarten Quellen aufsuchen, schien es, daß auch nicht das Mindeste geschehen war, um dieses antike Gemach auszuschmücken.

Madame Bianchi bildete durchaus keinen Contrast zu dieser ihrer düstern, armseligen Umgebung; sie ruhte mehr als sie saß in einem Lehnsessel, dem einzigen, ziemlich modernen Meubel, welches zwischen diesen Alterthümern einen Platz gefunden hatte; ihre in Flanell eingehüllten Füße verkündeten ihr fast beständiges Leiden. Als auffallenden Contrast zu dem energischen Character, den sie während ihres Lebens so oft an den Tag gelegt hatte, war die Tante Labeccios eine alte, kleine, hagere, asthmatische Frau, welche bei jedem Anfalle eines hartnäckigen Hustens, der fast niemals von ihr wich, nahe daran schien, den Geist aufzugeben. Ihr kleines, gelbes, gefurchtes Gesicht verschwand fast gänzlich unter einer colossalen Haube, von der man sich kaum einen Begriff machen konnte, da sie der Mode keiner Zeit und keines Landes angehörte. Ein paar grünliche Augen blitzten durch die Spitzengarnitur, welche sie zur Hälfte verschlei-

erte, und verliehen der Madame Bianchi einen Ausdruck von Lebhaftigkeit und Schlauheit. Das Uebrige ihrer Gestalt ward durch ein langes grünes Gewand verhüllt. Das alles gewährte einen Anblick, welcher vermuthen ließ, daß Madame Bianchi diejenigen, die in ihrer Nähe lebten und von ihr abhängig waren, eben nicht sehr glücklich mache.

Als sich indeß jetzt die beiden Reisenden, von Therese geführt, dem Hause näherten, hatte die alte Corsin auf kurze Zeit mit ihrer üblen Laune einen Waffenstillstand abgeschlossen. Die eine Hand auf den Arm ihres Lehnsessels gestützt, während die andere auf dem vor ihr stehenden Tisch ruhte, hörte sie ihren Intendanten Cesario an, welcher ihr von seinem Zusammentreffen mit dem vorgeblichen Charles Labeccio Bericht abstattete. Seine Erzählung mußte etwas enthalten, was der alten Dame erfreulich war, denn sie ließ sich von ihrem gefälligen Berichterstatter Manches mehrmals wiederholen, dann lachte sie, hustete nnd sprach einige abgebrochene Worte, die aber gleich wieder durch Lachen und Husten unterbrochen wurden.

„Der junge Bursche, mein alter Cesario,“ begann sie endlich mit heiserer Stimme, „ist wirklich so wie man uns geschildert hat — ein wahrhafter Orkan? Du sagst, er sey sechs Fuß hoch und habe breite Hände, wie Ruder? Du sagst, er sey heftig, aufbrausend — er habe den

Knittel gegen Dich gehoben? Sagtest Du mir nicht sogar, daß er Dich geschlagen habe?"

Hier unterbrach ein Husten die Rede der Madame Bianchi, welches Cesario abwartete, bevor er erwiederte:

„Geschlagen hat er mich grade nicht. Aber ich halte es dennoch nicht für rathsam, den Zorn dieses Herrn Charles zu wecken; Marliani ist kaum ohne Schläge davon gekommen."

„Wie, Marliani auch?" fragte lachend die alte Dame, „er hat Streit mit Marliani angefangen, ohne ihn zu kennen, ohne zu wissen — O, mein Gott, wie danke ich Dir!" sie streckte die Arme zum Himmel empor, „alle meine Wünsche werden auf einmal in Erfüllung gehen, ich werde noch vor Freude darüber sterben!"

„Ich möchte das Glück meiner theuren, hochverehrten Gebieterin nicht trüben," versetzte Cesario demüthig, „aber ich möchte derselben anrathen, bevor sie zur Ausführung ihres Planes schreitet, zu prüfen — —"

„Schweige, Cesario," unterbrach ihn Madame Bianchi in einem strengen Tone, „bedenke, daß Du während des Aufenthalts meines Neffen hier nichts weiter bist, als der erste seiner Diener. Ich will nichts weiter hören! Warst Du es nicht, der mir das Gehirn mit einem lächerlichen Verdachte anfüllte! Hast Du mich nicht glauben machen wollen, daß mein Bruder mich getäuscht habe, daß Charles nur ein schwächlicher, winziger Pariser sey,

wie es der ist, der ihn begleitet! Du hältst Dich für sehr schlau, Cesario, Du glaubtest einen Meisterstreich auszuführen, indem Du ohne mein Vorwissen Marliani von der Ankunft Charles Labeccios benachrichtigtest. Du bist dadurch nur meinem Plane förderlich gewesen. Es wird wenigstens nunmehr in Corsika kund werden, daß unsre Familie noch einen wackern Vertheidiger besitzt. Du kennst meine Geheimnisse eben so wenig, wie irgend ein Anderer. Weil ich Dich zuweilen um Rath frage, wähnst Du, jede Unverschämtheit sey Dir erlaubt. Hüte Dich, Dir diejenigen zu Feinden zu machen, welche hier vielleicht bald Deine Herren seyn werden.“

Bei dieser Zurechtweisnng verbeugte sich Cesario so tief, daß sein Gesicht fast die Füße seiner Herrin berühtte; er würde sich gewiß entschuldigt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke die Schritte der Ankömmlinge auf der Treppe vernehmbar geworden wären.

Madame Bianchi horchte einen Augenblick lang hin, dann warf sie schnell den Flanell, der ihre Füße umwickelt hielt, bei Seite, erfaßte den neben ihr stehenden Krückenstock und richtete sich in ihrem Sessel auf. Zu Cesarios großem Erstaunen ging sie darauf der Thür zu, gleichsam als habe die Freude plötzlich günstig auf ihren Gesundheitszustand eingewirkt.

„Muß ich den Sohn meines Bruders, den kostbaren letzten Zweig unsrer Familie nicht würdig empfangen?“

sprach sie mit einem gewissen Stolze, indem sie sich grade vor die Thür stellte.

Therese war die erste, welche eintrat; als sie ihre Tante, die sie noch vor wenigen Augenblicken so krank und leidend verlassen hatte, stehend vor sich gewahrte, konnte sie einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Als nun die beiden jungen Wanderer die kleine, seltsame, kaum drei und einen halben Fuß hohe Frau vor sich erblickten, die sich auf ihre Krücke stützte, und die über und über eingehüllt war, mit tiefen Furchen in dem gelben Antlitz, blieben sie wie eingewurzelt stehen; Paul Duvert besonders, welcher in der strengen und unerbittlichen Madame Bianchi eine hohe imposante majestätische Gestalt zu finden glaubte, war nahe daran, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Zum Glück verhinderte dies ein flehender Blick seines Gefährten, und beide verbargen nunmehr den Ausdruck ihrer Gesichter unter einer tiefen Verbeugung.

„Ich begrüße Sie, meine Herren," sprach Madame Bianchi in einem würdevollen Tone, „der Tag Ihrer Ankunft ist ein Tag des Heils für Casabella und für alle diejenigen, welche es bewohnen. Herr Duvert," fuhr sie zu Charles gewandt, mit kalter Höflichkeit fort, „betrachten Sie dies Haus ganz wie das Ihre. Und Sie, mein theurer Neffe —" bei diesen Worten blickte

sie Paul mit dem Ausdruck des Wohlgefallens und des Stolzes an — „Umarmen Sie ihre Tante.“

Paul war leider nicht darauf vorbereitet, Madame Bianchi zu umarmen, so daß er einigermaßen zögerte, eine Freundschaftsäußerung zu vollbringen, welche er noch vor wenigen Augenblicken in Betreff Theresens so willig an den Tag gelegt hatte. „Ein Wink seines Freundes bewog ihn indeß zu stammeln: „Meine Tante, meine gute Tante, meine geliebte Tante! Ich weiß nicht, wie das Vergnügen, die ungeheure Freude — —

„In meine Arme, komm in mein Arme, Du theurer Neffe,“ sprach Madame Bianchi, indem sie ihre Worte durch die dazu passende Geberde bestätigte.

Jetzt war es nicht mehr möglich, sich dem so deutlich ausgesprochenen Willen der alten Corsin zu widersetzen — dennoch aber zögerte Paul noch immer, so daß Charles sich genöthigt sah, ihn, von den Anwesenden unbemerkt, in die weitgeöffneten Arme seiner Tante zu stoßen. Der arme gute Paul fügte sich nun in sein Schicksal, indem er auf seinen Gefährten einen schmerzlichen vorwurfsvollen Blick richtete.

Die kleine Scene, welche wir so eben beschrieben haben, hatte kaum eine Minute lang gewährt, dennoch aber schien dieselbe Madame Bianchi ermattet zu haben, so daß Charles, welcher es bemerkte, ihr höflich den Arm bot, um sie zu ihrem Lehnsessel zurück zu führen.

„Nein, nein, mein Herr, nein, Sie nicht," entgegnete die Corsin mit einer vielleicht unwillkürlichen Geringschätzung, „so schwach ich auch bin, so scheinen Sie doch eben so schwach als ich. Unterstützen Sie mich, mein Neffe, Sie haben einen kräftigen Arm. Sie können wahrlich für Ihre alte Tante eine feste Stütze abgeben."

In diesem Augenblick begriff Charles so ganz, was sein Schicksal gewesen sein würde, hätte er sich seiner Tante unter seinem wirklichen Namen gezeigt.

Einige Stunden darauf war die ganze Gesellschaft in einer Art von Speisesaal versammelt, der eben so verfallen war, wie alle übrigen Theile dieses Hauses. Paul war, ermuthigt durch das Wohlwollen, welches Madame Bianchi offen für ihn an den Tag legte, in Betreff seiner Rolle nicht mehr verlegen, er gab sich seiner ganzen Fröhlichkeit hin und unterließ es nicht, sich insgeheim über seine angeeignete seltsame Verwandte lustig zu machen; nur dann und wann befragte er durch einen Blick seinen Gefährten, was er sagen oder thun sollte, und dieser ertheilte ihm seine Verhaltungsregeln auf gleiche Weise.

Charles dagegen schien recht unbehaglich zu Muthe, sein Antlitz war sehr bleich; und sei es nun Folge der Ermüdung, oder der geistigen Aufregung, genug, es überrieselte ihn oft kalt, so als ob er das Fieber habe. Ma-

dame Bianchi ihrerseits war ernster, zurückhaltender, als am Morgen, und schien jedes Wort, jede Geberde des falschen Labeccio sorgsam zu prüfen. Therese und Cesario waren gleichfalls zugegen; das junge Mädchen war dem Anscheine nach bemüht, die Gäste zu bedienen. Letzterer beobachtete vom untern Ende des Tisches aus, wo sein Platz war, die beiden Fremden finster und mißtrauisch.

Das Mittagsmahl neigte sich zu seinem Ende und obgleich dasselbe von Madame Bianchi hauptsächlich mit Berücksichtigung ihres vermeintlichen Neffen angeordnet war, so wollte es dem Gaumen dieses Letzteren doch keinesweges so recht behagen, denn es bestand größtentheils aus corsischen Gerichten, auch war das Brod aus Castanienmehl gebacken. Nur für Charles, den Madame Bianchi den „Pariser" nannte, und von dem sie nicht erwarten konnte, daß er Geschmack an der corsischen Küche finden würde, waren einige Schüsseln nach französcher Art zubereitet, auf welche der arme Paul oft neidische Seitenblicke richtete.

Ohne Zweifel hatte die niedliche Therese dies bemerkt, denn als der Nachtisch aufgetragen ward, der größtentheils wieder aus Kastanien bestand, flüsterte sie leise zu Madame Bianchi gewandt: „erlauben Sie mir, meine liebe Tante, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Charles an unsere Nationalgerichte noch nicht so

recht gewöhnt scheint und daß er vielleicht vorziehen würde — —

Madame Bianchi aber unterbrach ihre Pflegetochter: „Schweigen Sie, Mademoiselle, möglich, daß Charles noch nicht an unsere corsischen Gerichte gewöhnt ist, wenn er aber wirklich für unsern Geschmack und unsere Sitten so enthusiastisch eingenommen ist, wie er versichert, so müssen diese Gerichte ihm schmecken, denn es sind die seines Vaterlandes. Nicht wahr lieber Neffe?"

Paul Düvert zog ein sauersüses Gesicht und verbeugte sich bejahend.

„Ich halte Sie wirklich für einen ächten Corsen," fuhr die alte Dame mit einem forschenden Blicke fort, „gesetzt aber, daß wir noch in den Zeiten lebten, wo die Blutrache, jene corsische Vendetta, von der man sicher in Frankreich viel spricht, in Corsika noch gebräuchlich wäre — gesetzt gar, man hätte einen Ihrer Verwandten beleidigt, ermordet, und der Thäter wäre ungestraft geblieben, was würden Sie unter solchen Umständen thun?"

Ein tiefes Schweigen verkündigte die Aufmerksamkeit der Anwesenden.

„Was ich thun würde?" fragte Paul mit der zu seiner Rolle gehörenden Energie," ich würde mir selbst Rache verschafft haben; denn wenn ich gleich fern von Corsika erzogen bin, meine liebe Tante, so kenne ich den=

noch das Sprichwort meines Vaterlandes: Non siete uomo si non ne fate la vendetta." (Ihr seyd kein Mann, wenn Ihr Euch nicht zu rächen wißt.)

Wir sind außer Stande, die Freude zu schildern, welche in dem Gesichte der Madame Bianchi glänzte, als Paul dieses corsische Sprichwort wiederholte, das er erst diesen Morgen gelernt hatte und das alles umfaßte, was er von der corsischen Sprache verstand.

„Ja, ja, Sie stammen wirklich aus unserm Blute, Charles," rief die kleine Corsin entzückt, „ich sehe, Sie besitzen nichts von ihrer schwächlichen Mutter. Aber, um wieder darauf zu kommen, wovon wir so eben sprachen: gesetzt, ein Zwist überkäme Ihnen jetzt in einem Lande, das wie das unsrige, strengen Gesetzen unterwürfig ist, die aber zu ohnmächtig sind, gewisse Kränkungen zu rächen, was, frage ich, würden Sie alsdann thun?"

„Ich bin kein großer Gesetzkundiger," versetzte Paul mit affectirter Sorglosigkeit, „wenn aber die Gesetze zu ohnmächtig wären, um meine Beleidigung zu rächen, so würde ich mir schon Rache zu verschaffen wissen, ohne mich um die Gesetze oder diejenigen zu bekümmern, welche sie in Ausübung bringen."

„Ein muthiger Bursche," rief Madame Bianchi mit Enthusiasmus aus; „aber," fuhr sie fort, indem sie sich bemühte, recht ruhig zu scheinen, „Sie der Sie in der Hauptstadt Frankreichs erzogen sind, können weder

die Kraft noch die Geschicklichkeit besitzen, die zu einer Vendetta auf unsern wilden Fluren nothwendig sind. Sie wissen nicht — —

„Ich verstehe mit der Flinte umzugehen, so gut wie irgend einer,“ sprach Paul stolz, und ich glaube nicht, daß ein Mann schwerer zu tödten sey als ein Rebhuhn, wenn man anders 'gut zielt und die Hand nicht zittert. Zum Henker! meine Tante, ich bin nicht so alt geworden, wie ich bin, ohne ein kleines Duell gehabt zu haben: ich habe mich schon drei Mal geschlagen, und versichere Sie, ich habe mich jedes Mal sehr gut aus der Affaire gezogen.

„Wie, Sie haben sich geschlagen,“ wiederholte Madame Bianchi, fast ausser sich vor Freude; wahrlich Sie sind ein energischer Mann, Charles, ganz so wie ich die Männer so gerne habe, dennoch aber schaudere ich, wenn ich daran denke, daß Sie den Tod in diesen Zweikämpfen finden konnten? Woran dachten Sie denn, als Sie Ihr Leben für Jugendthorheiten aufs Spiel setzten, während Sie hier mit so vieler Ungeduld erwartet wurden. Ich würde selbst vor Schmerz gestorben seyn, mein theurer Charles, wenn Sie die Welt verlassen hätten, ohne daß ich Sie zuvor gesehen! — Sie können nicht begreifen, wie glücklich ich bin!“

„Jetzt ist der Augenblick günstig,“ flüsterte Charles

seinem Reisegefährten zu, „jetzt sprechen Sie ihr von meinem Vater.“

Paul nickte bejahend; gerade in dem Augenblicke aber, als er die wichtige Negociation einleiten wollte, richtete sich Madame Bianchi mit großer Lebhaftigkeit auf:

„Wozu noch länger zögern?“ sprach sie mit fester Stimme, „Charles, Sie haben alle meine Hoffnungen übertroffen; ich hatte an Ihren Vater Vorwürfe gerichtet, die er nicht verdient hatte und die ich ihm gern vergüten möchte; Ihre Reise soll mit dem gewünschten Erfolge gekrönt werden. Dieser Brief hier, der morgen abgehen soll, ist an meinen Banquier in Ajaccio adressirt, und er theilt diesem den Befehl mit, augenblicklich meinem Bruder nicht blos die Summe von 60000 sondern 80000 Francs zu senden, der Ueberschuß ist ein Geschenk, welches Sie Ihrem Vater machen.“

Paul antwortete nichts darauf; Charles aber, den dieser plötzliche und unerwartete Erfolg entzückte, stieß einen Freudenruf aus und sprang unwillkürlich von seinem Sitze auf. Madame Bianchi aber bemerkte dies nicht, und als Paul, der sich jetzt besann, ihr seine unendliche Dankbarkeit zu äußern begann, unterbrach ihn die Dame lebhaft: „Hören Sie mich an,“ sprach sie „ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt, ich hoffe jetzt einen Plan realisiren zu können, der stets mein Lieblingsplan war. Wie gefällt Ihnen Ihre Cousine Therese?“

Paul ward durch diese unumwundene Frage durchaus außer Fassung gebracht. Er stammelte in der größten Verlegenheit, daß Demoiselle Therese ein ganz allerliebstes Mädchen sey, und daß er, wenn er nicht fürchten müßte, ihre Bescheidenheit zu verletzen — —

„Mein Neffe,“ unterbrach ihn Madame Bianchi in einem trocknen Tone, „Sie müssen schon bemerkt haben, daß ich die Redensarten und Complimente nicht liebe. Ueberdem drängt die Zeit und wir haben keinen Augenblick mit leeren Worten zu verlieren. Darum erklären Sie sich unverholen, Charles, würden Sie sich entschließen, meine Nichte Therese, die Erbin meines ganzen Vermögens zu heirathen?“

Diese Frage gethan in Ggeenwart derjenigen, die sie so nahe anging, und die Paul erst seit einigen Stunden kannte, war so seltsamer Art, wenn man besonders die vorhandenen Umstände in Erwägung zieht, daß der junge Mann wie niedergedonnert dasaß. Der junge Labeccio befand sich gleichfalls in einem Gemüthszustande, der schwer zu schildern ist. Therese bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Meine Tante,“ stammelte Paul in großer Angst, ich schätze allerdings ein solches Glück nach Gebühr — aber ich weiß nicht, ob ich darf, — ob Mademoiselle Therese ihrerseits — —“

Madame Bianchi lächelte. „Ich verstehe, entgeg=

nete sie, „Sie wollen zuvor überzeugt seyn, daß ich dem Willen meiner Pflegetochter keinen Zwang auflege, wolan, Sie ist ja hier zugegen, sie möge sich frei erklären. Sprich, Therese, Dein Cousin ist ein junger, freimüthiger Mann, den man nicht lange zu studiren braucht, um ihn zu kennen. Glaubst Du, daß Du mit ihm glücklich seyn würdest und willigst Du ein, seine Gattin zu werden?“

„Meine liebe Tante, erlauben Sie mir doch zuvor —“

„Ich werde Dir,“ fiel streng Madame Bianchi ein, „nichts jetzt erlauben, als ja oder nein zu sagen.“

Therese zögerte noch immer. Ein zorniger Blick der Tante aber trieb sie an, und sie sprach endlich ein so leises Ja aus, daß man es kaum vernehmen konnte.

„Schön, recht schön,“ rief Madame Bianchi im triumhirenden Tone, „jetzt ist die Reihe an Ihnen, Charles, jetzt sprechen Sie, wollen Sie Therese zur Frau? Sie ist ein gutes Kind, und ihr Aeußres ist eben auch nicht zu verachten.“ —

Madame Bianchi fuhr fort: „Wenn Ihr Euch heirathet, seid Ihr Erben meines ganzen Vermögens, 40,000 Francs Renten, vielleicht noch mehr. Ich verlange nichts weiter, als hier nach wie vor zu leben und Euer Hab und Gut bestens zu verwalten. Nun so sprechen Sie, Charles, Ihre Cousine wird Ihr Schweigen für eine Beleidigung halten.“

Ganz gewiß befand sich noch nie ein rechtlicher junger Mann in einer schwierigern Lage. Man trug ihm ein junges schönes Mädchen an, daß ihm gefiel und dem er nicht mißfiel, dazu ein sehr großes Vermögen, wie er es zu besitzen nie hoffen konnte, und dennoch war es ihm nicht gestattet, unter einem falschen Namen alle diese Vortheile anzunehmen: er ward bald bleich, bald roth, er trocknete die Schweißtropfen von der Stirn und blickte fragend seinen Gefährten an, der eben so bestürzt dasaß wie er selbst.

„Meine theure Tante,“ stotterte er endlich, ohne zu wissen, was er vorbrachte, „das Glück, welches Sie mir anbieten, ist so groß — —“

„Nehmen Sie es an oder nicht? Ich will Antwort, ja oder nein.“

„Nehmen Sie es an,“ flüsterte ihm Charles nach einem sichtbaren innern Kampfe zu.

„Ja denn! ich nehme das Glück an!“ rief Paul, indem er über seine Kühnheit selbst erstaunte, „wenn nur — —“

„Kein Zusatz, kein Wenn,“ unterbrach ihn die herschsüchtige Tante, „Charles umarmen Sie Ihre Cousine — meine lieben Kinder, betrachtet Euch beide wie Verlobte.“

Paul erhob sich, um der Aufforderung oder vielmehr dem Befehle Folge zu leisten, sein Kopf aber schwindelte und er schwankte wie ein Betrunkener. Alles, was ihm

seit kurzem begegnet war, war so seltsam, daß er zu träumen glaubte. Charles dagegen schien plötzlich der schmerzlichen Niedergeschlagenheit entrissen, die sich seit seiner Ankunft auf Casabella seiner bemächtigt hatte. Eine hohe Röthe bedeckte sein früher so bleiches Antlitz, seine Augen waren belebter als sonst, kurz, es schien in seinem Innern etwas zu wogen, was er sich gedrungen fühlte auszusprechen. Der Grieche Cesario schien an dem, was vorgegangen, großen Antheil zu nehmen, und aus seinen beweglichen Zügen sprachen Unwille und Erstaunen.

Madame Bianchi sah mit zufriedenem Blick, wie die beiden jungen Leute einander einen ceremonieusen Kuß gaben, und dann erst schien sie zu bemerken, welchen tiefen Eindruck die stattgehabte Scene auf die übrigen Anwesenden hervorgebracht hatte. Sie prüfte forschend jeden insbesondere und rief dann in einem heiteren Tone: „Nicht wahr, mein lieber Neffe, ich komme Ihnen über alle Maaßen seltsam vor? Wenn Ihr Freund dort, der Herr Pariser, Ihnen offenherzig gestehen sollte, was er von meinem Betragen denkt, er würde es als höchst unziemlich bezeichnen.“

„Ich würde mir niemals erlauben, Madame — —“ nahm Charles das Wort.

„Ei mein Gott,“ unterbrach ihn Madame Bianchi in einem etwas ironischen Tone, „rechfertigen Sie sich ja nicht. Seyn Sie indeß überzeugt, daß ich ganz beson=

dere Gründe habe, so zu handeln, wie ich gehandelt habe; morgen früh schon soll mein Neffe eine vollständige Erklärung meines Betragens bekommen. Bis jetzt habe ich indessen nur Versprechungen gegeben, der Wechsel für meinen Bruder ist noch nicht fortgesandt, die Verheirathung ist noch nicht vollzogen, und ich habe die Cession meines ganzen Vermögens noch nicht unterzeichnet. Es kommt nun noch darauf an, ob mein Neffe die Bedingung erfüllen will, unter der ich mein Versprechen ins Werk zu richten bereit bin."

„Meine theure Tante," bemerkte Paul, „ich nehme keinen Anstoß, mich zu verpflichten — —"

„Still, still, junger Herr," fiel die alte Dame ein, „ich will Sie nicht überrumpeln, obgleich Ihr ganzes Wesen mich hoffen läßt, daß ich Sie meinen Wünschen geneigt finden werde. Aber warten wir bis morgen. Ich muß mich jetzt auf mein Zimmer begeben, um dort ein wichtiges Geschäft zu beendigen, welches Sie sehr interessirt. Deinen Arm, Therese; Charles, unterstützen Sie mich auf dieser Seite, bis ich wieder zu meinem Lehnsessel gelangt bin. Cesario, ich werde Eurer sofort bedürfen."

Die alte Dame grüßte Charles mit kalter Höflichkeit und entfernte sich, geführt von Theresen und gestützt auf ihren vermeintlichen Neffen.

Als Paul Duvert einige Augenblicke darauf in ihr

gemeinschaftliches Wohnzimmer zurückkehrte, fand er Charles Labeccio verzweiflungsvoll auf sein Bett gesunken, wo er heftig weinte.

„Nun, was weinen Sie denn, mein lieber Freund,“ fragte Paul, „was kann Sie denn so sehr ergreifen, da für Sie alles nach Wunsch geht und nur ich mich in Verlegenheit befinde.“

Charles fuhr fort zu schluchzen, ohne etwas zu erwiedern.

„Aber so sprechen Sie doch,“ sprach Paul, in ihn dringend.

Charles erfaßte die Hand seines Gefährten. „Sie wollen es wissen,“ sprach er, „meine Lage hier — das junge Mädchen, die Theilnahme, welche Ihnen die reizende Therese beweist — —“

„Nun, bei allen Teufeln, das fehlte noch,“ rief Paul, „wie werden wir aus dieser Suppe hier kommen. Hole der Teufel Corsika, seine Tanten und alle seine Bewohner.“

III.

Am folgenden Morgen, als kaum die Sonne emporstieg, klimmte Paul Duvert, mit einer Flinte auf dem Rücken, einen der Felsen hinan, welche sich rings um Casabella erheben. Wilde Vögel flatterten in Menge um ihn her und zwitscherten in den Bäumen, es fehlte nicht an Wildprett für den Waidmann; Paul schien diesmal aber nicht an die Jagd zu denken, er hatte nur so frühzeitig das Haus verlassen, um sich nach einer durchwachten Nacht in der frischen Morgenluft zu erquicken und um im Freien über die seltsame Lage nachzudenken, in die ihn das Schicksal gebracht hatte. Er schritt demnach ohne Zweck weiter. „Da bin ich in eine saubere Geschichte gerathen,“ sprach er zu sich selbst, „wie zum Henker werde ich mich aus derselben wieder herausziehen. Weshalb habe ich mich auch in die Angelegenheiten des verwünschten Corsen gemischt, er zieht den Nutzen, mir bleibt die Mühe und die Verlegenheit. Während er ein delikates Hühnchen verspeiste, mußte ich garstige Castanien hinunterwürgen. Es ist freilich grade kein Unglück, auf einem vertraulichen Fuße mit einem so hübschen Mädchen zu stehen, sie ist ganz allerliebst, ich glaube, ich bin verliebt in sie, und ich scheine ihr auch grade nicht zn mißfallen. Ich werde niemals in Frankreich eine so hübsche Frau mit einer so schönen Mitgift finden.

Vierzig Tausend Francs Renten! zum Teufel, warum heiße ich nicht Charles Labeccio!"

„Ja, ja," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich bin mir Paul Duvert, und der wirkliche Charles Labeccio scheint eben keine große Lust zu haben, seine hübsche Cousine aufzugeben — — Denke ich nicht weiter daran, die Sache muß ihren Gang gehen. Ich meinerseits werde die erste beste Gelegenheit benutzen, um mich aus dem Staube zu machen, möge alsdann der Schwächling seine Sache selbst weiter führen. Was kümmert mich eigentlich die ganze Angelegenheit. Doch möchte ich gar zu gern wissen, ob mich das junge Mädchen wirklich liebt. Ich möchte es fast glauben. Aber weg mit solchen Gedanken, sie hält mich für ihren Vetter, erfährt sie erst die Wahrheit — — Und wenn sie wirklich Zuneigung für mich empfände, wozu sollte das führen? Sie kann nie die Meine werden, also denken wir nicht weiter daran —"

Während dieses Monologs war er, ohne es zu wissen wieder in das Thal hinabgestiegen, der Nebel, welcher sich dort gelagert hatte, verhinderte ihn zu gewahren, wo er sich befand. Er setzte pfeifend seinen Weg fort, als plötzlich ein ihm wohlbekanntes Geräusch sein Ohr berührte und er rasch seine Schritte hemmte, Es war ein Hase, welcher aus dem Gebüsche sprang, Paul legte an, drückte ab und der Hase fiel. Paul schien sich die=

ser seiner Beute eben nicht zu freuen, er näherte sich maschinenmäßig dem Hasen, um ihn aufzuheben. Als plötzlich eine muntere Stimme neben ihm erscholl: „Vortrefflich, Herr Charles, das nenne ich gut gezielt für einen Pariser. Ein schöner Braten für die Küche Genovevas, deren Kochkunst Sie gestern so sehr bewunderten.“ —

Paul blickte sich rasch um, es war die anmuthige Therese Bianchi. Sie schien dem jungen Manne noch reizender als gestern.

„Wie, Sie sinds, Mademoiselle?“ fragte Paul, bei dem alle seine trüben Gedanken von vorhin wieder erstiegen, „Sie allein hier in dieser einsamen Gegend? Ich zittere, wenn ich daran denke, daß ich Sie bei dem dichten Nebel leicht hätte verwunden oder gar tödten können.“

„Der Nebel,“ entgegnete Therese, etwas verletzt von seinem kalten Ton, „verhindert Sie ohne Zweifel, zu bemerken, daß wir uns ganz dicht bei dem Hause befinden. Ich komme von den Behausungen der Arbeiter und habe für das heutige Tagewerk die nöthigen Befehle ertheilt. Cesario ward diesen Morgen ganz früh mit einem dringenden Auftrage meiner Tante fortgesandt, ich mußte daher das Geschäft bei den Arbeitern, welches sonst das seine ist, verrichten. Ihr Schuß führte mich hierher und ich komme, um Sie fragen, ob Sie sich von der Anstrengung der Reise ausgeruht haben. Wissen Sie wohl, daß ich ein Recht hätte, mit Ihnen zu zür-

nen, daß Sie bei diesem Nebel so frühzeitig das Haus verlassen. Für diejenigen, die an dieses Clima nicht gewöhnt sind, können diese bösen Dünste leicht eine gefährliche Krankheit herbeiziehen."

Paul antwortete hierauf nichts. Auf seine Flinte gestützt war er in ein tiefes Nachdenken versunken. Nach einer Pause aber erfaßte er Theresens Hand, zog sie nieder auf die Wurzel eines Castanienbaumes, setzte sich neben sie und sprach in einem ernsten Tone:

„Da der Zufall uns hier zusammengeführt hat, Mademoiselle, so gestatten Sie mir ein kurzes Gespräch; die Lage, in der wir uns zu einander befinden, giebt mir ein Recht, mir eine solche Gunst von Ihnen zu erbitten. — Sprechen Sie aufrichtig, Therese, glauben Sie, daß Sie mich lieben können?"

Das junge Mädchen senkte das Auge, erröthete und sprach mit ungemeiner Grazie:

„Ich werde mich, Charles, ohne Widerstreben in die Befehle meiner Tante, meiner zweiten Mutter fügen."

„Nur ohne Widerstreben," wiederholte Paul, „das ist nicht hinreichend, Therese."

Therese schwieg, und dieses Schweigen konnte für eine Bejahung gelten, Paul wagte es noch immer nicht, demselben diese Deutung zu geben. Er erwiederte mit einiger Verlegenheit, wie er befürchte, daß der etwas tyrannische Wille ihrer gemeinschaftlichen Tante auf Therese

eine unangenehme Wirkung hervorgebracht habe; und daß er in diesem Falle seine Cousine beschwöre, ihm unverholen einzugestehen, ob sie rücksichtlich seiner nicht irgend einen geheimen Widerwillen empfinde. Auf diese Weise gedrängt, lächelte das junge Mädchen, stammelte einige Worte, legte endlich ihre Hand in die Pauls und erwiederte in einem hingebenden Tone:

„Wohlan, Charles, da Sie es wünschen, will ich Sie wegen der Besorgniß beruhigen, die Sie so eben geäußert haben. Glauben Sie nicht, daß Sie mir bis zu dem Tage Ihrer Ankunft unbekannt waren, und daß der Gedanke an eine Verbindung zwischen uns mir so neu war, wie er es Ihnen ist. Seit ich die Erziehungsanstalt in Ajaccio verließ, hat mir meine Tante oft wiederholt, daß ich in Frankreich einen jungen, reichen, mit vielen Vorzügen begabten Cousin besäße und daß ich mich als dessen künftige Gattin zu betrachten hätte. — Ich habe mich an diesen Gedanken gewöhnt und als ich Sie gestern sah, war ich weder furchsam noch überrascht; Sie erschienen mir gewissermaßen wie ein alter Bekannter, und ich war auf die rasche Art vorbereitet, mit der unsre Tante uns mit einander verlobte. Mit einem Worte, Cousin, wenn wir verheirathet seyn werden, werde ich Sie lieben und wir werden glücklich seyn.“

Diese Naivetät des jungen Mädchens setzte den armen Paul noch mehr in Verlegenheit.

„Therese,“ entgegnete er, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete, „Ihre Worte beweisen, daß Sie das nachsichtsvollste und gütigste Mädchen Corsikas sind, aber haben Sie nicht auch daran gedacht, daß ich vielleicht nicht die Vorzüge besitzen könne, die man Ihnen an mir gerühmt?“

„Ei, seyn Sie deshalb unbesorgt,“ fiel Therese lächelnd ein, „das Portrait, was man mir von Ihnen entwarf, war eben nicht geschmeichelt.“

„Hören Sie mich an, Therese, ich will Sie nicht täuschen, ich möchte nicht, daß Sie es später bereueten, mir Ihr Glück anvertraut zu haben. Man hat Ihnen vielleicht nicht gesagt, daß ich heftig, aufbrausend sey —“

„Ist es nicht das Loos des Weibes zu dulden und zu gehorchen?“

„Sie haben vielleicht auch bemerkt,“ fuhr Paul fort, „daß meine Manieren nicht die eines Mannes von Welt sind: daß ich derb, ein wenig rauh bin —“

„Selbst auf dem Lande erzogen,“ fiel Therese ein, „weiß ich nicht, was Sie die Manieren der Welt nennen, Sie besitzen jene natürliche Höflichkeit, die weit mehr werth ist.“

Paul wußte nicht mehr, was er derjenigen, die er liebte, noch weiter vorbringen solle, um sich ihr in einem ungünstigen Lichte zu zeigen.

„Hören Sie, Cousin Charles,“ nahm Therese wie-

der das Wort, „fahren Sie nicht fort, aus falschem Schamgefühl die Fehler zu übertreiben, welche Sie etwa besitzen mögen. Dem sey, wie ihm wolle, wir sind mit einander verlobt und unsre Verbindung muß stattfinden, soll ich nicht beschimpft dastehen. Machen Sie sich also aus falscher Bescheidenheit nicht unvollkommner, nicht schlimmer, als Sie sind, denn wäre das Project meiner Tante hinsichtlich Ihrer nicht in Erfüllung gegangen, dann hätte der Gemahl, den man mir alsdann bestimmt haben würde, mir in Betreff des Glücks weit weniger Bürgschaft geboten, als Sie. Sie wissen also nicht, daß Sie einen Nebenbuhler hatten, bevor Sie mich kennen lernten.“

„Einen Nebenbuhler?“ fragte Paul rasch.

Er begriff zwar, daß Therese nicht die Seine werden könne, aber er wollte auch nicht, daß sie eines Andern Gattin würde.

„Beruhigen Sie sich,“ sprach Therese, „dieser Nebenbuhler ist mir eben so sehr zuwider wie Ihnen, es ist dieser Intendant, der sich einer Schlange gleich bei uns eingeschmeichelt hat, es ist Cesario.“

„Wie, dieser armselige Bauer wagt es, seine Augen bis zu Ihnen zu erheben?“

„Er ist der Günstling meiner Tante, sie kann ihn nicht entbehren, und er hat eben so sehr durch seine Arglist, wie durch seine Dienste ihr Vertrauen gewonnen. Während Ihr Vater und unsre Tante mit einander

uneins waren, glaubte dieser Mensch auf meine Hand Anspruch machen zu können. Ich weiß nicht, ob meine Tante seine Hoffnungen in dieser Hinsicht ermuthigt hat; was mich betrifft, so habe ich ihn stets mit der Verachtung behandelt, die er mir einflößt. Aber was konnte ich thun? ich verdanke alles meiner Tante; sie hat bei mir Mutterstelle vertreten; und wenn sie darauf bestanden hätte, würde ich ihr, trotz meines Widerwillens, gehorcht haben.“

„Ich aber werde es nicht dulden!“ rief Paul Duvert außer sich.

„Sie haben bemerken müssen,“ fuhr Therese zu Paul gewandt fort, „mit welchem kaum verhehlten Zorn und Hasse er Zeuge Ihrer Ankunft, und des Benehmens der Madame Bianchi war. Als Ihr Vater noch zögerte, Sie hieher zu senden, suchte Cesario das Herz meiner Tante mit dem Verdachte zu erfüllen, daß jener sie getäuscht habe. Zum Glück hat die Letztere nichts davon geglaubt, und Ihre Gegenwart hat jede etwaige Besorgniß gehoben. Kurz, Charles, Sie und ich, wir haben beide zu schwer jenen Menschen verletzt, der trotz seines demüthigen, unterwürfigen Aeußeren niemals eine Beleidigung verzeiht. Sie können daher überzeugt sein, daß wir in ihm einen Todfeind besitzen. Ich weiß selbst nicht einmal, ob er nicht vielleicht schon in diesem

Augenblicke gegen uns intriguirt. Gestern Abend schien er mir arglistiger als je."

„Was kümmert uns das!" bemerkte Paul in einem wegwerfenden Tone; „leider fürchte ich für unsere Verbindung größere Hindernisse, als die, welche Cesario uns entgegen stellen könnte."

Das junge Mädchen schien ein wenig verletzt.

„Will Herr Charles Labeccio mir etwa zu verstehen geben, daß diese Hindernisse von ihm herrühren könnten?" fragte sie.

„Glauben Sie es nicht, Therese, glauben Sie es nicht!" rief Paul mit großer Lebhaftigkeit, wie von seinen Gefühlen uuwillkührlich fortgerissen. „Gott ist mein Zeuge, daß ich, um das Glück zu erringen, Ihr Gatte zu werden, der größten Gefahr Trotz bieten würde. — Ich wollte Ihnen nur bemerken, daß vielleicht unerwartete Zufälle, Unmöglichkeiten. — —"

„Was wollen Sie damit sagen, erklären Sie sich deutlicher, mein Herr," sprach das junge Mädchen, indem sie sich mit einem edlen Stolze aufrichtete.

„Sie mißverstehen mich, Therese, stammelte Paul Duvert. Ich gedachte nur der Bedingungen, welche Madame Bianchi bei dieser Heirath stellt und die sie mir heute mittheilen wird. Ich weiß ja nicht, ob in dem, was sie mir offenbaren wird, sich nicht irgend ein unübersteigbares Hinderniß findet —"

„Sie sind sehr bereit, ein solches Hinderniß voraus zu setzen,“ fiel das junge Mädchen in dem Tone von vorhin ein, „meine Tante hat mich nicht zur Theilnehmerin ihrer Geheimnisse gemacht, aber so seltsam sie auch in ihrem Betragen erscheinen mag, so bin ich doch fest überzeugt, daß sie auf meine Hand keinen Preis gesetzt haben wird, den ein Mann von Ehre zurückweisen könnte. Ich vermuthe, daß sie es dem künftigen Gatten ihrer Pflegetochter zur Bedingung machen wird, jährlich einige Monate in diesem Lande zu zubringen. Aber ich sehe jetzt, was eigentlich ihre Absicht ist, Herr Charles, Sie wollen irgend einen Beweggrund hervorsuchen, nm einen Plan zu vereiteln, dessen Erfüllung Sie gestern zu wünschen schienen: Sie hoffen, daß meine Tante oder ich Ihnen Veranlassung geben werden, ein Wort zurückzunehmen, welches Sie in der Ueberraschuug gaben. — Ja, ja, ich weiß, wohin Ihre Rede zielt, ich hätte im Voraus denken können, daß ein junges Landmädchen wie ich keinen Anspruch darauf machen kann —

„Um des Himmels willen, Therese, ich beschwöre Sie, unterbrach sie Paul.

Das junge Mädchen fuhr in Thränen ausbrechend fort:

„Ich beklage nur, mein Herr, daß Sie gestern nicht das Vertrauen besaßen unsrer Tante unverhohlen einzugestehen, daß irgend eine Verpflichtung, irgend ein junges, reizendes Mädchen Ihres Landes — —

Diese Prüfung war allzu hart; Paul vermochte dieselbe nicht zu bestehen.

„Wohlan, so mag geschehen, was da wolle," rief er in einem entschlossenen Tone. „Befragen Sie mich nicht, Therese, über die Ursache meines seltsamen Benehmens: aber ich liebe Sie, ich habe niemals eine Andere geliebt, und werde Sie mein ganzes Leben lang lieben. Wenn Sie es wollen, so soll uns von jetzt an nichts mehr trennen. Um Sie zu besitzen, werde ich jeder Gefahr Trotz bieten, will ich alles wagen, denn ich liebe Sie."

So sprechend schloß er die halbohnmächtige Therese iu seine Arme. Bei der Letzteren war jetzt jeder Zweifel gehoben.

Der glückliche Paul wollte die Aussöhnung mit einem Kusse besiegeln, als er aber seine Lippen denen Theresens näherte, ließen sich in einiger Entfernung mehrere Stimme vernehmen.

„Da ist er! da ist er wirklich!" rief es in italienischer Sprache.

Therese richtete sich erschrocken auf.

„Himmel, man hat uns gesehen!" rief sie.

Paul wandte sich lebhaft, um sich zu überzeugen, wer diese Störung verursacht habe, und gewahrte einige Schritte von sich entfernt den Griechen Cesario. Er war

von drei Bauern begleitet, welche mit ihm heran getreten waren, ohne von den beiden Liebenden bemerkt zu werden.

Therese hob in Ihrer Verlegenheit den von Paul Dûvert geschossenen Hasen auf, der noch immer zu ihren Füßen lag; Dûvert aber trat unwillig auf Cesario zu und maaß ihn von der Scheitel bis zu den Zehen.

„Ich hoffe, guter Freund,“ sprach er in einem derben Tone, „Ihr werdet auf diese Weise nicht lange den Spâher machen. Seit ich bei meiner Tante angelangt bin, verfolgt ihr mich wie mein Schatten, Eure Ohren sind stets geôffnet, meine Worte zu erlauschen. Das gefâllt mir nicht, merkt Euch das; solltet ihr nicht genug franzôsisch verstehen, so bin ich bereit, Euch meine Rede in eine Sprache zu übersetzen, die in jedem Lande verstândlich ist.“

So sprechend zeigte er dem Griechen seine krâftige geballte Faust; Cesario aber ließ sich durch diese drohende Demonstration nicht einschüchtern, er lâchelte verâchtlich, wie Jemand, der seiner nahen Rache gewiß ist, dabei verbeugte er sich tief und erwiderte mit seiner süßlichen Stimme:

„Môge mein junger Herr seiuem armen Diener verzeihen, ich kam nicht hieher, um ihn zu belauschen, oder seine Geheimnisse zu erspâhen; Madame Bianchi aber, meine verehrte Herrin, hat mich beauftragt, Sie

aufzusuchen, um sie aufzufordern, sich unverzüglich zu ihr in das Haus zu begeben; es betrifft eine Sache von der größten Wichtigkeit, deshalb nur habe ich mir erlaubt —"

„Gut, gut," antwortete Paul, indem er dem Intendanten ohne Weiteres den Rücken zuwandte, „ich werde sogleich der Aufforderung meiner Tante Folge leisten."

„Ohne Zweifel," sprach Paul, sich zu Therese wendend, wird jetzt die auf heute angekündigte Erklärung stattfinden; wollen Sie mich in das Haus begleiten, liebe Cousine?"

Therese nahm den ihr dargebotenen Arm, übergab die Jagdbeute Pauls, einem der Bauern, worauf man dem Hause zuschritt, Das junge Mädchen schien unruhig und besorgt; sie hatte bemerkt, daß Cesario mit den Bauern, die ihnen folgten, flüsternd einige Worte wechselte, welche ohne Zweifel Bezug auf sie hatten. Bei der in Corsika herrschenden strengen Reinheit der Sitten, mußte der Kuß, den Paul Theresen gegeben, hinsichtlich der Letzteren bei den Bauern einen nachtheiligen Eindruck hervorgebracht haben. Therese wollte einem ihrer Sittlichkeit schädlichen Gerüchte in der Umgegend vorbeugen, und sprach daher mit lauter Stimme:

„Cesario, ich hoffe, daß weder Ihr, noch irgend, Jemand, (hier wandte sie sich zu den Uebrigen) etwas Auffallendes hier in meinem Zusammentreffen mit Herrn Charles gefunden? Er ist mein Verwandter, mein Verlobter und bald wird er mein Gatte seyn —"

„Noch ist er es nicht!“ bemerkte Cesario in einem ironischen Tone, mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf die Bauern.

„Was sagt Ihr, Unverschämter!“ fragte Paul erzürnt, „solltet Ihr Euch unterfangen, zu zweifeln —“

„Nicht doch, ich zweifle nicht, mein Herr,“ entgegnete Cesario langsam und ohne das Auge aufzuschlagen, „ich meinte nur, daß ein junges Mädchen hier in unserm Gebirge selbst gegen ihren Verlobten die Sittsamkeit nicht außer Acht lassen dürfe; denn ein Bräutigam kann vor der Hochzeit sterben —“

Das Wort sterben war mit einem solchen Nachdruck ausgesprochen worden, daß es Theresen auffiel. Sie konnte nicht umhin zu zittern, während sie leise den Arm ihres Begleiters drückte. Paul zuckte gleichfalls zusammen.

„Sterben!“ wiederholte Paul, indem er auf Cesario einen scharfen Blick richtete, „was wollt ihr damit sagen? Sind wir schon so weit? Habe ich etwa den Dolchstich eines Corsen zu fürchten? Ich weiß, daß man hier zu Lande sehr reizbar ist und daß meine Anwesenheit hier die Pläne gewisser Personen so sehr durchkreuzt, daß ich auf alles Böse gefaßt seyn muß — Aber man hüte sich; ich bin der Mann, der sich vertheidigen kann, und wenn mir etwas begegnet, weiß ich, an wen ich mich zu halten habe!“

Seiner Gewohnheit gemäß schien Cesario auch durch

diese indirecte Drohung nicht eingeschüchtert; er erwiederte kaltblütig;

„Mein junger Herr täuscht sich hinsichtlich des Sinnes meiner Worte; wer würde es wagen, dem letzten Abkömmlinge der berühmten Familie Labeccio eine Schlinge zu legen? Ich wollte ja nur bemerken, daß wir Alle sterblich sind und daß der Tod eben so gut den jugendlichen, glücklichen Bräutigam, wie den armen einsamen Greis in seiner Hütte dahin raffen kann. Aber da wären wir ja an Ort und Stelle. Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Herr Charles, Madame Bianchi hat mich beauftragt, Sie zu ihr zu führen."

Man hatte in der That das Haus erreicht und schon vernahm man vom ersten Stockwerk her die rauhe, heisere Stimme der Madame Bianchi. Therese wollte Paul und dem Intendanten folgen, Cesario aber verhinderte sie daran:

„Mademoiselle," bemerkte er, „meine Gebieterin wünscht mit Herrn Charles allein zu sprechen und sie hat mir strenge verboten, während ihrer Unterredung mit ihm, irgend Jemand, wer es auch immer seyn mag, in ihr Zimmer zu lassen."

Therese, an strengen Gehorsam gegen die Befehle ihrer Tante gewöhnt, zog sich zurück.

„Viel Glück, Charles," flüsterte sie ihrem vermeintlichen Cousin zu, „erzürnen Sie unsre Tante nicht."

So sprechend trat sie in ein Zimmer des unteren Stockwerks, um dort das Resultat des Gesprächs abzuwarten, das für sie ein so großes Interesse hatte.

Paul zögerte indeß noch immer am untern Ende der Treppe, denn ihm bangte vor einer Zusammenkunft mit Madame Bianchi unter vier Augen.

„Hört einmal, Herr Intendant," begann er in einem etwas höflicheren Tone als bisher, „in dem ernsten Gespräche, welches mir mit Madame Bianchi bevorsteht, werde ich ohne Zweifel eines Rathgebers, eines Freundes bedürfen. Herr Paul Duvert, der treffliche junge Mann, der mich bis hieher begleitet hat, besitzt mein ganzes Vertrauen, und ich befrage ihn um Rath in allen meinen Angelegenheiten. — Ich bin ein wenig unbesonnen, ein wenig leichtsinnig, Ihr versteht mich? Ich möchte also gern, daß er bei dieser Unterredung zugegen wäre, ich denke, daß wird meiner Tante schon recht seyn." —

„Mein Herr, Ihre Tante hat ausdrücklich verlangt, Sie allein zu sprechen; überdem kann Ihr Freund sein Zimmer nicht verlassen."

„Und warum nicht?"

„Sie sind so frühzeitig ausgegangen, daß Sie nicht erfuhren, wie er von einem heftigen, gefährlichen Fieber befallen worden, welches ihn verhindert, das Bett zu verlassen.

„Hilf Himmel! ist das wahr?"

„Ich habe mich deswegen diesen Morgen zu einem Arzte begeben, als ich doch ohnehin einen Gang nach jener Gegend hatte. Der Arzt befand sich noch bei ihm, als ich fortging, Sie aufzusuchen. Er hat meiner Gebieterin bemerkt, daß den an das hiesige ungesunde Clima nicht gewöhnten jungen Mann das Fieber ergriffen habe, und daß, wenn man nicht auf seiner Hut sey, die Krankheit lange dauern und gefährlich werden könne.“ —

„Nun, der Herr Charles wählt gut seine Zeit, um krank zu werden,“ murmelte Paul vor sich hin.

„Die Luft hier zu Lande,“ fuhr Cesario fort, „scheint ihm nicht so gut zu bekommen, wie Ihnen, der hier geboren wurde.“

„Was zum Henker soll ich jetzt beginnen,“ sprach Panl in sich hinein, „nun, ich muß sehen, wie ich mich aus der Affaire ziehe; ich muß aber vorsichtig zu Werke gehen, um jede Verlegenheit zu vermeiden und der Gefahr zu trotzen.“

Als Paul in das Gemach der Madame Bianchi eintrat, saß die alte Dame in ihrem großen Lehnsessel, neben einem Tische, auf dem viele Papiere lagen. Ihr sonst bleiches Gesicht war durch eine innere Aufregung gefärbt; ihre Augen hatten gewissermassen einen fieberhaften Glanz. Paul bemerkte, daß sich unter den Papieren, auf welche die Aufmerksamkeit seiner angeblichen Tante gerichtet war, auch der Brief befand, den er am

vergangenen Abend gesehen hatte und welcher den Banquier zu Ajaccio die Zahlung der achtzigtausend Francs beauftragte; neben demselben lag ein anderer Brief auf grobem Papier, der, erst vor Kurzem geöffnet schien und der eine unleserliche, ungewandte Handschrift zeigte; Madame Bianchi ließ Paul aber keine Zeit zu weiteren Beobachtungen.

„Treten Sie näher, lieber Charles,“ rief Madame Bianchi mit freudiger Stimme, so wie sie ihn gewahrte, „treten Sie näher, ich erwarte Sie mit der größten Ungeduld, mein Glück ist so groß, daß es mir die Brust bedrückt, mich fast erstickt. — Ich habe so eben einen Brief empfangen, der mich um dreißig Jahre verjüngt hat.“

So sprechend deutete sie auf den Brief auf grobem Papier, den Paul schon bemerkt hatte.

Diese so unverhohlen ausgesprochene Heiterkeit beruhigte Paul, seine Furcht verschwand wie auf einen Zauberschlag.

„Es freut mich ungemein, liebe Tante, Sie so heiter zu sehen,“ antwortete er in einem ruhigen Tone, indem er sich auf einen Stuhl ihr gegenüber setzte, „darf ich nach der Ursache fragen? —“

„Marliani nimmt alles an,“ rief die alte Dame in freudiger Aufregung.

„Charmant, charmant; es scheint, daß Marliani —“

„Ja, ja, er nimmt alles an, und zwar schon für diesen Abend. Ich fürchtete Einwendungen von seiner Seite; er ist aber zu stolz, solche zu machen. — Aber jetzt erst fällts mir ein,“ unterbrach sich Madame Bianchi selbst, indem sie laut auflachte, „Sie verstehn mich nicht, lieber Neffe, Sie wissen nicht, von wem ich rede! die Freude verwirrt meine Gedanken!“

„Es drängt mich, liebe Tante, Ihre Freude zu theilen.“

Ein plötzlicher Hustenanfall der Madame Bianchi brachte in diesem Augenblick in dem Gespräch eine kurze Pause hervor. Als der Anfall vorüber war, winkte sie Paul, die Thür zu verriegeln, und nachdem dies geschehen war, begann sie folgendermaßen:

Gestehen Sie mir offenherzig, lieber Neffe, daß Sie, Ihr Vater und alle diejenigen Ihrer Freunde, denen Sie Gelegenheit hatten, von Ihrer armen Tante zu erzählen, eine ziemlich nachtheilige Meinung von mir gefaßt haben? Nicht wahr, ich bin Ihnen recht seltsam, recht unbegreiflich, recht thöricht erschienen? Sprechen Sie aufrichtig, nicht wahr, die Art und Weise, wie ich Sie empfangen, Ihre plötzliche Verlobung, die große Summe, die ich ohne Schwierigkeit bewilligte, das alles ist Ihnen so außerordentlich, so unerklärlich vorgekommen, daß Sie geneigt gewesen sind, Alles dem exaltirten Gehirn einer alten Frau zuzuschreiben, das sich in der

Einsamkeit verwirrt hat! Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, Charles, in welchem Ihnen das Räthsel gelöst werden soll; Sie sollen die Beweggründe des geheimnißvollen Betragens erfahren, welches ich seit Ihrer Geburt gegen Ihren Vater und gegen Sie beobachtet habe; Sie werden alsdann sehen, ob ich mit solcher Strenge beurtheilt zu werden verdiene."

Die alte Dame hielt einen Augenblick lang inne, denn die lange Rede war für sie bei ihrem Asthma etwas ermüdend gewesen. Paul schwieg, denn er wußte nicht, was er antworten sollte. Madame Bianchi zog nunmehr aus ihrer Tasche ein gewaltiges Schlüsselbund hervor, löste von demselben zwei riesige Schlüssel und reichte sie Paul, indem sie in einem feierlichen Tone sprach:

„Lieber Neffe, öffnen Sie hiemit den zweiten Wandschrank links, und bringen Sie mir das, was Sie darin finden werden."

Paul stand auf und nahm maschinenmäßig das ihm Dargebotene.

„Jenen Wandschrank dort meine ich," nahm die alte Dame wieder das Wort, indem sie auf einen der Wandschränke deutete.

„Sie mag sagen, was sie will, sie ist sicherlich nicht recht bei Sinnen," dachte Paul. „Ich will indeß suchen, Sie zufrieden zu stellen, indem ich mich in ihre Narrheit fügen werde."

So sprechend näherte er sich dem ihm bezeichneten Wandschranke und steckte einen der Schlüssel in das mit Rost bedeckte Schlüsselloch. Madame Bianchi verfolgte mit dem Blick jede seiner Bewegungen, und als sie gewahrte, daß der junge Mann einige Mühe hatte, den verrosteten Schlüssel zu drehen, murmelte sie vor sich hin:

„Es sind viele Jahre vergangen, seit dieser Schrank geöffnet worden, und lange Zeit befürchtete ich, daß er erst nach meinem Tode von gesetzlichen Behörden erschlossen werden würde. — Gott hat nicht gestattet, daß dem so seyn sollte. Ein Abkömmling der Labeccios durfte allein den Inhalt dieses Schrankes kennen lernen, und Gott hat mir den Jüngsten, den Kräftigsten und den Muthigsten der Labeccios gesandt!"

Während die alte Dame dies vor sich hinmurmelte, kam Paul auf den Gedanken, daß der so fest verwahrte Schrank vielleicht einen Schatz enthalten könne, und schon dachte er daran, in welche neue Verlegenheit er gerathen würde, falls Madame Bianchi ihm irgend ein kostbares Familien-Depot behändigen sollte. Glücklicherweise ward diese Besorgniß bald gehoben; das Schloß gab endlich nach, die Thür bewegte sich schwerfällig in ihren Angeln, und Paul überzeugte sich, daß der Schrank nichts enthielt, als einige von Würmern zerfressene und mit Staub bedeckte Ueberreste einer männlichen Kleidung.

Paul glaubte einen Augenblick lang fast, daß man

einen Scherz mit ihm getrieben habe; er stand unbeweglich da vor dem Schranke und blickte bald auf Madame Bianchi, bald auf den geheimnißvollen Inhalt des Schrankes.

„Legen Sie das Alles auf den Tisch hier," sprach Madame Bianchi in einem feierlichen Tone.

Paul rührte sich nicht von der Stelle; er wußte nicht, ob er laut auflachen oder sich ärgern solle.

Paul nahm sich zusammen und beschloß der Madame Bianchi zu gehorchen. Er erfaßte die alten Lumpen mit den Spitzen der Finger, und mit einem Widerwillen, den er nicht zu verbergen suchte; er trug sie zu dem Tische und breitete sie dort aus. Es war der fast vollständige Anzug eines corsischen Bergbewohners; aber von einem altmodischen, seltsamen Schnitt; die Zeit und der Staub hatten die ursprüngliche Farbe verwischt; dennoch war noch zu erkennen, daß der Stoff feiner war, als der, der gewöhnlichen Bauern, und daß derjenige, der sie früher getragen, wahrscheinlich irgend eine wichtige Stellung auf dieser Welt behauptet hatte.

Madame Bianchi betrachtete mit dem Ausdruck der tiefsten Verehrung die armselige Reliquie, dann breitete sie majestätisch ihre Hände über dieselbe aus.

„Lieber Neffe," sprach sie dabei, „der kostbare Schatz ist mir übergeben worden, um ihn in die Hände eines Erben des Namens Labeccio zu überliefern. Dieser

Familienschatz gehört Ihnen, Ihnen allein, und ich übergebe Ihnen denselben hiemit."

Diesmal konnte Paul sich nicht zügeln, er brach in ein schallendes Gelächter aus, warf sich auf einen Stuhl und konnte einige Augenblicke lang seine krampfhafte Heiterkeit nicht bändigen. Madame Bianchi gerieth in den höchsten Zorn und schleuderte einen furchtbaren Blick auf ihren vermeintlichen Neffen.

„Sie lachen, mein Herr?" fragte sie mit zusammen gekniffenen Lippen. „Sie wagen es, mir in diesem Augenblick gerade in's Gesicht zu lachen? Wüßte ich nicht, daß Sie unbekannt wären mit der Wichtigkeit — —"

„Aber, liebe Tante," unterbrach sie Paul, „wie wollen Sie, daß ich bei einem solchen Geschenke ernsthaft bleiben soll? Was zum Henker, soll ich damit anfangen? Sie wollen doch gewiß nicht, daß ich mich mit diesen Lumpen bekleiden soll, die, sie werden es einräumen, ein wenig allzu sehr aus der Mode sind?"

„Genug, genug," unterbrach ihn Madame Bianchi, „wissen Sie, wem diese Kleider angehört haben?"

„Ich weiß es nicht, meine Tante, aber ich weiß, daß diese Lumpen zerrissen und unsauber sind, und daß ich sie auf keinen Fall tragen werde."

Madame Bianchi erfaßte das Wamms, welches einen Theil der Lumpen ausmachte, und hielt es dem Lachenden hin.

„Diese Kleidung,“ sprach sie, „ist allerdings durchlöchert, aber wissen Sie auch, was dieses Wamms, an der Stelle, die das Herz bedecken sollte, durchlöcherte —“

„Ohne Zweifel irgend ein Ungezieser.“

„Es war eine Kugel. Und diese Flecken, die Sie noch hier bemerken, wissen Sie, woher sie entstanden?“

„Nein, meiner Treu, ich weiß es nicht.“

„Das sind Flecken eines kostbaren Blutes, des Blutes eines Labeccios — Begreifen Sie jetzt?“

„Keine Sylbe, liebe Tante,“ antwortete Paul Duvert.

„Für einen gebornen Corsen besitzen Sie wenig Scharfsinn,“ bemerkte Madame Bianchi, in einem unwilligen Tone. „Aber Sie stammen aus einem edlen Geschlecht, Carlo, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihren unzeitigen Leichtsinn bereuen, sobald Sie erst die Geschichte dieser Kleidung erfahren haben werden.“ —

„Die Geschichte meiner Familie?“ fragte Paul mit dem Anschein des größten Interesses, wobei er seinen Stuhl näher rückte; „es wird mir ganz lieb sein, sie kennen zu lernen,“ murmelte er vor sich hin.

Madame Bianchi schien durch diese scheinbare Theilnahme zufriedengestellt, sie hustete und fuhr alsdann fort:

„Man hat Ihnen ohne Zweifel erzählt, Charles, daß Ihre Familie auf Corsika eben so alt ist, als die Felsen dieses Eilandes; was man Ihnen aber vielleicht

nicht gesagt hat, denn ich kenne die Gleichgültigkeit meines ausgearteten Bruders in dieser Rücksicht, ist, daß in keiner Epoche irgend eine Familie Männer geliefert hat, welche so eifersüchtig auf ihre Ehre und stets bereit gewesen wären, sie mit ihrem Blute zu vertheidigen, wodurch sie sich auch den gefürchteten Namen Labeccio erworben haben, den wir noch tragen und auf den wir stolz zu sein ein Recht haben."

Im Jahre 1682, als der Krieg gegen die Genueser am heftigsten geführt wurde, erhob sich ein gewaltiger Streit zwischen Giacomo Labeccio, Ihrem Ur-Urgroßvater, welcher dieses Haus hier bewohnte, und Paolo Jacobi, dem Eigenthümer einer einige Meilen von hier in den Bergen gelegenen Besitzung. Sie sollen selbst urtheilen, lieber Neffe, ob das Recht nicht ganz und gar auf unsrer Seite war. Sie wissen, daß es seit undenklichen Zeiten hier in diesem Lande der Gebrauch ist, das Vieh während der Nacht auf der Weide zu lassen, von wo man es am Morgen abhohlt, um es bei dem Ackerbau zu gebrauchen. So geschieht es also oft, daß das Vieh verschiedener Landbesitzer an einem und demselben Orte zusammentrifft und unter einander läuft, woraus, wenn die Hirten es wieder aus einander treiben wollen, leicht Streitigkeiten entstehen, die mitunter böse Folgen haben."

„Eine solche Begebenheit liegt unserm Familien-

zwiste mit den Jacobis zum Grunde. Eines Morgens brachten unsre Hirten statt zweier trefflicher schwarzer Stiere, welche sie am vergangenen Abend auf die Weide getrieben hatten, zwei magere abgezehrte rothe Stiere heim, welche man gegen jene umgetauscht hatte, sie verkündeten zugleich, daß die Jacobis sich unsrer trefflichen Thiere bemächtigt und sich geweigert hätten, sie zurück zu geben. Augenblicklich versammelten sich alle unsere Leute und strömten nach dem Dorfe der Räuber; diese aber frühzeitig genug benachrichtigt, hatten ihre Freunde und Verwandte vereinigt, welche sehr zahlreich waren; die Unsrigen wurden zurückgeschlagen, mehrere von Ihnen wurden gemißhandelt, ja einer derselben ward durch einen Dolchstich so gefährlich verwundet, daß er bald darauf seinen Geist aufgab. Sie sehen, Charles, daß wir nicht die Angreifer waren."

Hier hielt Madame Bianchi inne, um Athem zu schöpfen, während Paul, der doch glaubte etwas sagen zu müssen, um zu beweisen, daß er mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, sich seinem Geschmacke für den Ackerbau hingebend ausrief:

„Ja, ja, allerdings, liebe Tante, aber weshalb ist es denn auch Sitte hier zu Lande, weder einen Stall noch eine Scheune zu haben, die armen Thiere, welche am Tage für uns arbeiten, haben doch wenigstens das Recht, für die Nacht einen Schutz gewährenden Ort von

uns zu begehren. Es ist ein abscheulicher Gebrauch, die Heerden so frei umher laufen zu lassen, Sie sehen die Folgen davon."

Die Tante ließ diese Bemerkung unbeachtet und erzählte weiter:

„Als Giacomo Labeccio die Kunde von diesem entsetzlichen Vorfall erhielt, befand er sich mit den übrigen corsischen Oberhäuptern bei der Belagerung von Bastia; aufs Heftigste erzürnt über die Frechheit der Nachbaren, verließ er die Armee der Patrioten grade als sie im Begriff stand, sich der Stadt zu bemächtigen, und eilte augenblicklich hieher. Der Zufall führte ihn noch an demselben Tage in die Nähe von Paolo, ein Zweikampf fand zwischen ihnen statt und der Himmel sprach sich zu Gunsten Ihres Ur-Urgroßvaters aus. Paolo sank auf dem Kampfplatze todt zu Boden.

Von diesem Augenblicke an begann zwischen den beiden Familien eine der blutigsten und furchtbarsten Vendettas, von denen man jemals in ganz Corsika reden hörte. Begünstigt durch die Unruhen und die Anarchie, deren Beute unsere Insel so viele Jahre lang war, konnte dieser Familienhaß sich ungezwungen entfalten; von beiden Seiten mußten selbst die weitläuftigsten Verwandten an dem Zwiste Theil nehmen; ein Mord rief einen zweiten Mord hervor, und so blieben Ihr Vater und Sie, mein Neffe, allein noch übrig, denn seit meh-

reren Generationen von Ihrem Ur-Urgroßvater Giacomo an bis auf Ihren Großoheim Peppo Labeccio, dessen blutbefleckte Kleider hier vor Ihnen liegen, sind Siebenundzwanzig unsrer Familie untrr den Streichen den Jacobis gefallen.“

„Das war ja eine furchtbare Metzelei,“ rief Paul. „Giebt es denn keine Regierung, keine Gesetze, keine Gerechtigkeit in diesem Lande? Haben denn nicht die Labeccios, meine unglücklichen Vorfahren, von jenen Spitzbuben von Jacobis wenigstens einige getödtet?“

„Sie haben deren in einem Zeitraume von ungefähr hundert und zehn Jahren wenigstens zweiundfunfzig erschlagen,“ antwortete Madame Bianchi mit einem unbeschreibbaren Ausdruck des Stolzes, „und in diesem Augenblicke lebt auf der ganzen Insel kein einziger Abkömmling der Familie Jacobi in gerader Linie mehr.“

„Zweiundfunfzig,“ wiederholte Paul, „und der Name Jacobi ist also gänzlich verschwunden. In diesem Falle lassen wir sie in Frieden, Madame, die Rechnung mit ihnen ist ja abgemacht.“

„Da irren Sie, Charles,“ erwiederte Madame Bianchi in einem trocknen Tone, „die Labeccios haben ihnen noch etwas auszuzahlen.“

„Wenn aber alle Jacobis todt sind —“

„Es ist noch ein Verwandter von ihnen übrig, dessen Leben uns angehört; lassen Sie mich ausreden.

Peppo Labeccio, dessen blutbefleckte Kleider ich aufbewahrt habe, war das letzte Opfer dieses entsetzlichen Familienzwistes und er ist noch nicht gerächt. Er ward im Jahre 1799 einige Stunden von hier von einem Vetter der Letzten der Jacobis ermordet, und dieser Mord kann nicht von den französischen Gesetzen bestraft werden, unter deren Herrschaft wir gerathen sind. Das Rachegeschäft gehört eigentlich Ihrem Vater an, und ging von diesem auf meinen armen Bianchi über. Ihr Vater aber, welcher fast beständig in der Stadt wohnte und Sitten und Gebräuche hatte, die eines Labeccio unwürdig waren, weigerte sich, diese heilige Pflicht zu erfüllen, und das war nicht die kleinste der Ursachen meiner Entfremdung gegen ihn. Was meinen Gatten betrifft, so würde er dies edle Erbtheil nicht zurückgewiesen, er würde der Frau, die er zum Weibe genommen, nicht die Schmach angethan haben, die Rache ruhen zu lassen; der Mörder aber hatte gleich nach der Ermordung Peppos das Land verlassen, und er kehrte erst nach dem Tode meines armen Bianchi wieder nach Corsika zurück."

„Denken Sie sich meine Verzweiflung; Ihr Vater war in Frankreich, und überdem wußte ich, daß es unnütz seyn würde, mich dieserwegen an ihn zu wenden, er würde mich nicht verstanden haben. Um das Unglück zu vergrößern, starb der Mörder, und es schien mir unmöglich, daß jemals die Familie Labeccio gerächt werden

könne. Es war jetzt, daß man begann mir von Ihnen zu reden, alles was man mir von Ihrer Kraft, von Ihrer Gewandtheit und Ihrer Energie erzählte, gewährte mir die größte Freude; Sie begreifen jetzt, weshalb ich auf Ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften einen so hohen Werth setzte: „Der sprach ich, „wird sein Geschlecht nicht Lügen strafen, er wird eifersüchtig auf seine Ehre und unerbittlich in seiner Rache seyn, gleich seinen Vorfahren; ihm werde ich diese mit dem Blute des armen Peppo befleckten Kleider übergeben; er wird die Familie Labeccio rächen, oder wenigstens das Rachegeschäft auf würdige Weise durchführen.“

„Carlo Labeccio, ich kenne Sie bereits, Sie werden meine Erwartungen nicht täuschen; Sie werden sich des Familienschatzes würdig zeigen, den mein Vater mir übergab, um ihn dem letzten Sprößling der Labeccio zu behändigen; Sie werden uns Alle rächen.“ —

„Sie rächen!“ wiederholte Paul, „aber meine gute Tante, an wem soll ich Sie rächen, da Sie mir selbst gesagt haben, daß der Mörder jenes Herrn Peppo, meines Ur-Großonkels seit langer Zeit todt sey.“

„Er hat einen Enkel hinterlassen, und dieser Enkel hat sich oft auf dieser Insel des Verbrechens gerühmt, das sein Vorfahr beging; ich weiß, wie weit er in dieser Rücksicht seine Unverschämtheit getrieben hat, und ich habe ihn benachrichtigen lassen, daß ein Labeccio erschei-

nen würde, der das vergossene Blut rächen werde — und dieser Labeccio sind Sie."

„Wie, liebe Tante," rief Paul in einer unbeschreibbaren Bestürzung. „Sie wollen, daß ich, der Urneffe des Opfers, den Enkel des Mörders tödten soll, den ich nicht kenne, den ich niemals gesehen habe und der mir niemals etwas Böses gethan hat?"

„Sie kennen ihn schon, es ist jener Marliani, den Sie auf Ihrem Wege hieher trafen und den Sie, wie man mir sagt auf dem Punkte standen, zu mißhandeln, weil er Sie so hartnäckig betrachtete. Es war das Blut Labeccio, was in Ihren Adern kochte, Charles, es war der Instinkt des guten Jagdhundes, welcher erwacht, wenn er das Wildpret wittert, ich bin überzeugt, daß Sie bereits diesen Menschen hassen."

„Ich hasse ihn weder, noch liebe ich ihn," sprach Paul in einem kaltblütigen Tone, „und wenn ich ihn auch wirklich haßte, so wäre das doch kein Grund, ihn zu ermorden, auf die Gefahr hin, die ganze Strenge der Gesetze auf mich zu ziehen."

„So verstehe ich es auch nicht, Charles, ich rede von einem Zweikampfe, von einem Zweikampfe nach den Gebräuchen Corsikas, Sie aber brauchen sich durchaus nicht um die Vorbereitungen dazu zu bekümmern, Cesario hat schon diesen Morgen mit Marliani alles verabredet, und dieser Brief hier bestätigt mir, daß er alle

Bedingungen annimmt. Diesen Abend, kurz vor Sonnenuntergang, werden Sie sich mit ihm auf der Wiese und zwar mit der Flinte duelliren; man hat Eure gegenseitige Stellung bereits bezeichnet, wer den Andern zuerst gewahren wird, wird auch den ersten Schuß thun, und auf diese Weise wird der Familienzwist auf immer geendet werden, denn Marliani ist der letzte Sprößling seines Stammes, Sie, lieber Neffe, sind der letzte Abkömmling der Labeccios."

Madame Bianchi, durch dies lange Gespräch erschöpft, ward jetzt von einem solchen Husten befallen, daß man hätte glauben können, sie würde daran ersticken. Paul betrachtete sie mit wahrhaftem Schrecken.

„Habe ich Sie recht verstanden, Madame?" fragte Paul, als der Anfall der asthmatischen Frau nachgelassen hatte, „ist es wirklich wahr, daß diesen Abend — —"

„Diesen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang," erwiederte Madame Bianchi mit vieler Ruhe. „Ich habe darauf bestanden, daß das Duell noch während der Tageshelle stattfinden solle. Da Sie gute scharfe Augen haben, so haben Sie mehr Aussicht auf einen glücklichen Erfolg, als Marliani, das heißt, wenn Sie anders Ihr Ziel zu treffen wissen. — Sie sehen, daß ich nichts vernachlässigt habe, um Ihnen alle erdenklichen Vortheile über Ihren Gegner zuzusichern."

„Ich danke Ihnen aufrichtig dafür, liebe Tante,"

antwortete der junge Mann in einem ironischen Tone, „was aber würde sich ereignen, wenn ich keine Lust hätte für einen Streit, der bereits hundert funfzig Jahre dauert, meine Zukuuft, meine Ehre, mein Leben, gegen einen großen Burschen aufs Spiel zu setzen, der mir nichts Böses gethan hat, als daß er mich mit allzugroßer Neugier betrachtete — Bedenken Sie — —"

Madame Bianchi ließ ihm nicht die Zeit, seine Phrase zu beendigen; ihre kleinen stechenden Augen traten aus ihren Höhlen, ihr Gesicht ward leichenblaß.

„Sollte ich mich geirrt haben," rief sie mit großer Heftigkeit, „sollten Sie die unwürdigen Gesinnungen Ihres Vaters theilen? Alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, sollten sie an Ihrer Feigheit scheitern? Nein, nein, das ist unmöglich, Carlo, gedenken Sie der Worte, die Sie gestern aussprachen: „Das ist kein Mann, der sich nicht zu rächen weiß!" Erinnern Sie sich, daß Sie, um Ihre persönlichen Beleidigungen zu rächen, sich mehr als ein Mal geschlagen haben: werden Sie weniger für die Ehre Ihres Namens thun? Wollen Sie mich in den Augen Marlianis, dieses letzten Sprößlings der Feinde Ihrer Familie, beschimpfen? Haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrer armen Tante, laden Sie nicht eine solche Schmach auf mich, die ich nicht überleben würde. Und wenn das alles nicht im Stande ist, Sie zu rühren, so bedenken Sie, daß ich furchbare Mittel

zur Rache in Händen habe. Ich halte die Ehre Ihres Vaters in meinen Händen; wenn Sie diesen Zweikampf nicht annehmen, geht dieser Brief nicht ab und Ihr Vater ist zu Grunde gerichtet. Sie lieben Theresen, weisen Sie das Duell zurück, wird Therese ihre Hand einem Andern reichen. Was mein Vermögen betrifft, so würde ich dasselbe lieber in einen Abgrund schleudern, als auch nur einen kleinen Theil davon einem Undankbaren und Feigling zukommen lassen. Carlo Labeccio, zwei Wege liegen vor Ihnen geöffnet; der eine kann Sie zum Tode führen, entgehen Sie aber der Gefahr, dann wird Ihnen das Glück, auf würdige Weise Ihren Namen vertheidigt und Ihren Vater gerettet zu haben, zu Theil; Sie werden alsdann der Gatte eines jungen, schönen Mädchens, das Sie lieben — und dabei so reich werden, daß Sie alle Ihre Wünsche und Launen befriedigen können. Auf dem andern Wege haben Sie allerdings keine Gefahr zu befürchten, aber Sie werden armselig, entehrt dastehen."

Paul war einen Augenblick lang durch diese imposante Autorität der Madame Bianchi eingeschüchtert; ohne irgend etwas zu erwiedern, schritt er im Zimmer auf und ab und sprach zu sich selbst:

„Zum Henker, wo bin ich hineingerathen! Ich, der ich in der ganzen Geschichte nichts als einen leichten Dienst sah, einem Freunde geleistet, nichts als eine Gele-

genheit ein wenig zu lachen. Die kleine alte Corsin hat den Teufel im Leibe!" —

„Was sprechen Sie da, Carlo, mein Neffe?" fragte Madame Bianchi, welche Paul mit großer Aengstlichkeit beobachtete, „nicht wahr, Sie nehmen den Zweikampf an? Versprechen Sie mir, daß Sie ihn annehmen. Gott wird Sie beschützen, zur Belohnung des Glücks, welches Sie mir alsdann gewähren."

„Mein Leben aufs Spiel setzen," murmelte Paul, ohne auf die Worte der Alten zu achten, vor sich hin, „den Henker auch, lieber lasse ich alles im Stich!"

„Was sagen Sie da, Carlo?" fragte die alte Dame aufs Neue.

„Madame," entgegnete endlich der junge Mann, indem er seine Schritte vor ihr hemmte, „die Sache, welche Sie mir vorschlagen, ist von zu ernster Art, als daß Sie mir nicht gestatten sollten, darüber nachzudenken — Ich bitte um eine Stunde."

„Eine ganze Stunde?" fragte Madame Bianchi, „bedenken Sie doch, daß der Tag vorrückt und daß Marliani sich zu der Zusammenkunft begeben wird."

„Es ist ja erst Mittag, Madame, und der Zweikampf soll erst gegen Abend stattfinden, Ihre Ungeduld kürzt die Zeit allzusehr."

„Aber was wollen Sie unterdessen beginnen?"

„Einen Freund um Rath fragen, der sich für meine

Angelegenheiten ungemein interessirt. Darum geben Sie noch nicht die Hoffnung auf, vielleicht erscheint bald Carlo Labeccio und benachrichtigt Sie, daß er die Parthie de Plaisir annimmt, welche Sie für ihn veranstaltet haben.“

So sprechend entriegelte er rasch die Thür.

„Ha, ha, Sie lächeln so schlau,“ entgegnete die alte Corsin, „ich sehe schon, Sie werden den Zweikampf annehmen, Sie wollen Ihre alte Tante nur ein wenig in Schrecken jagen!“ —

„Nicht doch, ich sagte Ihnen schon einmal, daß das den Spaß zu weit treiben heißt,“ versetzte Paul, indem er das Zimmer verließ, „noch vor einer Stunde sollen Sie den festen Entschluß erfahren.“

Mit diesen Worten machte er große Schritte, um Carlo Labeccios Gemach so schnell als möglich zu erreichen.

V.

Wenn die Lage, in welche sich Paul Duvert aus bloßer Gefälligkeit gebracht hatte, ihn in große Verlegenheit setzte, so war die des wirklichen Charles Labeccio von nicht weniger unangenehmer beklagenswerther Art. Wir haben erzählt, wie dieser schwache, schüchterne, an alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens gewöhnte

junge Mann, der Erbe einer jener alten Familien-Streitigkeiten geworden war, welche in Corsika Jahrhunderte währen, und die so vieles Blutvergießen herbeiführen. Um sein Unglück zu vergrößern, war er in diesem Augenblick, wo er, indem er offenherzig die Wahrheit eingestand, die Verzeihung seiner Tante hätte erflehen, wo er den Versuch doch wenigstens hätte wagen können, durch ein kräftiges Einschreiten alles wieder gut zu machen, an sein Lager gefesselt und von einer Krankheit befallen, welche ihm alle Kraft, allen Muth raubte.

Das Zimmer, welches er gemeinschaftlich mit Paul Duvert bewohnte, befand sich im zweiten und obersten Stockwerk des Hauses und bot keinesweges alle die Bequemlichkeiten dar, an die er gewohnt war; nach dem riesigen Camine und den von Rauch geschwärzten Wänden zu urtheilen, war dieser Raum sonst für das Trocknen der Kastanien, diesem Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Casabella, bestimmt. Die Reise Charles nach Corsika hatte so schnell stattgefunden, daß keine Zeit übrig geblieben war, in dem verfallenen Gebäude ein besonderes Gemach einzurichten, und man hatte sich demnach bemüht, in diese Trockenkammer zwei Betten und einiges Geräth hinzuschaffen.

Der Kranke hatte den Versuch gemacht, sein Lager zu verlassen, um Paul Duvert aufzusuchen, aber er fühlte sich zu erschöpft und sah sich genöthigt, sich angekleidet

wieder auf sein Bett zu legen. Eine derbe corsische Magd, welche kein einziges Wort französisch verstand, blieb bei ihm, um ihm Pflege zu spenden; da Charles aber von ihr durchaus nichts erfahren konnte, indeß mit Recht vermuthete, daß sich etwas von Wichtigkeit zutrage, warf er sich unruhig auf seinem Lager hin und her, eine Beute der quälendsten Sorge, die seinen Zustand noch verschlimmerte.

Es war in einem solchen Augenblick, als Paul zu ihm eintrat, beide Hände in die Taschen gesteckt und mit festem Schritt daherschreitend, der das Gebäude fast in seinen Grundfesten erschütterte. Er warf sich auf einen Stuhl, klagte über Ermüdung, und fragte dann seinen Gefährten, wie er sich befinde.

Charles richtete sich bei seinem Erscheinen mit einem Anflug von Freude auf, stützte sich auf seinen Arm und blickte seinen Freund an. „Paul," rief er, „mein lieber guter, großmüthiger Paul, um des Himmels willen, sagen Sie mir, was sich zugetragen hat. Sie haben Madame Bianchi gesprochen, was hat sie Ihnen gesagt? Was haben Sie erfahren?"

„Ich habe eine neue Entdeckung gemacht, von der Sie mich nicht in Kenntniß gesetzt haben," antwortete Paul in einem halb jovialen, halb verdrießlichen Tone.

„Und was wäre das?"

„Daß Ihre Frau Tante ein leibhafter Teufel ist.

Ich will alles, was man will, darauf wetten, daß wenn sie nicht gehen kann, so ist es nicht die Gicht, was sie daran verhindert, sondern der Pferdefuß."

„Liebster Paul, ich beschwöre Sie, Mitleid mit meiner Ungeduld zu haben, sagen Sie mir die Wahrheit in zwei Worten."

„Wohlan, hier ist sie und das wirklich in zwei Worten: Ich habe alles gethan, was in meinen Kräften stand, um Ihnen einen Dienst zu erweisen, indem ich bei der alten Wüthenden Ihre Rolle so gut wie möglich spielte. Mehr kann ich nicht thun. Jetzt gebe ich Ihnen Ihren Namen wieder, geben Sie mir den meinigen zurück, der Himmel möge Ihnen dann weiter helfen! Ich meinerseits werde dies Haus noch diesen Abend verlassen, um anderswo wenigstens frei athmen zu können, welches hier doch ganz und gar nicht angeht."

„Wie, Paul, wie! Sie wollen mich verlassen, mich verlassen in dieser entsetzlichen Crisis?"

„Was man nicht kann, kann man nicht," antwortete Düvert, „wenn ich mich auch für Sie diesen Abend todtschießen lasse, so würde ich Ihnen dadurch weder die reiche Erbschaft, noch die Ihnen bestimmte Frau verschaffen!"

„Sie sprechen zu mir in Räthseln, Paul, und das ist grausam von Ihnen, Sie sich todtschießen lassen, diesen Abend?"

„Ja, ja, Ihre liebenswürdige Tante hat für diesen Abend einen allerliebsten Zweikampf auf Leben und Tod veranstaltet. Unter der Bedingung, daß Sie diesen Abend mit Marliani Kugeln wechseln, eines alten Familienzwistes wegen, der schon 150 Jahre währt, sollen Sie denn, wenn Sie den Sieg davon tragen, morgen alles haben, was Sie versprochen hat; fallen Sie aber, ist die Geschichte aus. Man muß gestehen, die sehr menschenfreundliche Dame ist so gütig gewesen, alles im Voraus zu arrangiren, man braucht nur nach der Wiese hinzugehen und seinen Kopf hinzuhalten, die Kugel wird schon von selbst kommen. Welche große Zuvorkommenheit. Was aber mich betrifft, mich, den die Sache durchaus nichts angeht, ich werde nach einer andern Richtung hin lustwandeln.“

„Wie,“ rief der Kranke, „wäre es möglich! der alte Familienzwist, von dem mein Vater mir zuweilen erzählt hat, bestände noch immer? Nun haben wir die Erklärung für alle die Capricen meiner Tante! Aber ich hörte doch, daß alle unsre Gegner bis auf deu letzten Mann todt wären?“

„Einer ist noch übrig, ein Enkel des Vetters der Jacobis, Ihre Tante kann Ihnen das klarer auseinandersetzen als ich. Sie hat auch noch einige alte Lumpen, die sie Ihnen zum Geschenk machen wird — nun Sie werden schon sehen! Es wird für Sie eine kostbare

Reliquie seyn, für Sie, der Sie ein Labeccio sind: ich aber, der ich Paul Düvert bin, ich habe mich schönstens bedankt, die Lumpen würden nur mein Reisebündel beschweren."

„Lieber Paul," fragte Charles in einem flehenden Tone, „ist es Ihr Ernst, daß Sie mich in diesem verhängnißvollen Augenblick verlassen wollen? Mich den unglücklichen sterbenden Freund, dessen einzige Hoffnung auf Ihnen beruht."

Diese bittenden Worte schienen Paul Düvert zu edleren Gefühlen zurückzuziehen; jetzt erst betrachtete er Charles genauer und erschrak über die Verheerung, welche das Fieber in den wenigen Stunden in seinem Aeußeren hervorgebracht hatte.

„Wie, sind Sie wirklich so krank, als man mir gesagt hat, Charles?" fragte Paul theilnehmend, „dann bin ich weit entfernt, Ihren Zustand verschlimmern zu wollen; aber Sie begreifen, mein lieber Labeccio, daß meine Lage hier nicht mehr haltbar ist."

„Ach, verlassen Sie mich nicht, mein großmüthiger Freund, was konnte ich ohne Sie beginnen? Ehre, Glück, Vermögen, guter Name, alles ist dahin, wenn Sie mich nicht retten. Wer weiß, diese unerbittliche Verwandte würde mich vielleicht aus dem Hause stoßen, so krank und elend ich auch bin, wenn Sie erfährt, mit welcher Täuschung wir gegen sie zu Werke gegangen sind."

„Was aber ist denn zu thun?“

„Oh, denken Sie selbst darüber nach, Paul, mein Kopf ist zu schwach, meine Gedanken verwirren sich, ich weiß nicht — —“

„Ich kann also nicht einmal auf einen guten Rath von Ihrer Seite rechnen,“ nahm Paul wieder das Wort, „ich glaube, Herr Labeccio, für Sie alles gethan zu haben, was man billiger Weise von einem Freunde verlangen kann; wenn meine Bemühungen nicht den Erfolg hatten, so ist es nicht meine Schuld. Ueberlegen Sie doch, Sie können bei diesem Spiele nur gewinnen, während ich, im günstigen Fall, indem ich mein Leben aufs Spiel setze, selbst im glücklichsten Falle von Ihnen nur einen Dank zu gewärtigen habe.“

So sprechend erhob sich Paul rasch von seinem Sitze und begann sein Felleisen zu packen, sein Gewissen machte ihm freilich Vorwürfe über seine Härte, aber Ueberlegung erstickte dies gute Gefühl. Sein Mitleid für den armen Charles ging nicht so weit, daß er um seinetwillen einen Zweikampf hätte bestehen sollen.

Eine peinigende Stille, nur von dem Stöhnen des Kranken unterbrochen, herrschte einige Zeit im Zimmer, da ward plötzlich mehrmals, doch leise, an der Thür gepocht. Die Magd öffnete, und Therese erschien bleich und zitternd. Sie fragte die Magd einige Worte in

corsischer Sprache, welche ihr durch einen Wink zu verstehen gab, daß sie eintreten könne.

Bei dem Anblick Theresens versuchte Charles sein Lager zu verlassen; Paul schritt dem lieblichen Mädchen entgegen, welches sich nur schüchtern näherte.

„Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit, meine Herren, daß ich es wage, hier einzutreten," sprach sie mit bewegter Stimme, „die Umstände müssen meine Kühnheit entschuldigen — — Sie errathen vielleicht schon, daß ich — bereits alles weiß?"

„Wie," fragte Paul bestürzt, „man hätte Ihnen gesagt — —

„Man hat mir gesagt, Herr Duvert," entgegnete Therese mit Lebhaftigkeit, „daß Sie es gewagt haben, unter erborgtem Namen sich einer ehrenwerthen Familie vorzustellen, die durch einen solchen Leichtsinn compromittirt ist. Sie und der schwache junge Mann, der zu diesem Betruge die Veranlassung gab, Sie verdienen —

„Therese, Therese!" rief der Kranke mit flehender Stimme, „verdammen Sie mich nicht! Es galt meinen guten Vater von dem Untergange und der Schande zu retten."

Paul stand wie niedergedonnert da und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Herr Duvert," nahm Therese wieder das Wort, als sie die unverkennbaren Anstalten zu Pauls Abreise

gewahrte, „ich sehe, Sie sind jetzt im Begriff, Ihren kranken Freund zu verlassen, und wahrlich, ein solches Betragen ist weder edel noch großmüthig. Ich habe indeß nicht das Recht, hierüber zu urtheilen. Es schmerzt mich nur, daß Sie zu vergessen scheinen, wie andere Pflichten, eben so heilig wie die der Freundschaft, Sie hier zurückhalten sollten."

„Ich verstehe Sie nicht, Mademoiselle," erwiederte Paul erstaunt.

„Ich will damit sagen, Herr Duvert," fuhr Therese so bewegt und zitternd fort, daß man sie kaum verstehen konnte, „ich will sagen, daß es hier eine Person giebt, deren Vertrauen Sie unter Ihrem angenommenen Namen erschlichen haben; diese Person nun, welche in Ihnen einen Verwandten zu sehen glaubte, — einen zukünftigen Gatten — einen Verlobten, hat sich in Gegenwart aller Bewohner dieses Hauses mit Vertrauen und Zuneigung zu Ihnen hingeneigt, und wenn Sie jetzt diesen Ort verlassen, ist sie auf immer entehrt! Wir sind hier nicht in Ihren glänzenden Salons, wo man mit der Ehre eines jungen Mädchens nach Belieben sein Spiel treibt; auf unsrer Insel hier ist man strenger, Liebesbewerbungen an ein junges Mädchen richten und später sie nicht vollziehen, entehrt die Jungfrau hier; Sie begreifen also, daß Sie so nicht abreisen können."

„Es ist wahr! was ich befürchtete, ist eingetroffen,

sie lieben sich, sie haben es sich einander gestanden!" sprach Charles schmerzlich zu sich selbst.

„Therese," nahm jetzt Paul, der sich von seiner Bestürzung einigermaßen erholt hatte, das Wort, beurtheilen Sie meinen Leichtsinn nicht zu strenge, dessen Folgen wir nicht voraussehen konnten. Giebt es ein Mittel, das unverzeihliche Vergehen wieder gut zu machen, welches ich beging, indem ich unter falschem Namen Ihr Vertrauen gewann, so sprechen Sie, und ich werde kein Opfer scheuen, um Ihnen die Achtung und Liebe zu beweisen, die ich von dem ersten Augenblicke an, in welchem ich Sie erblickte, für Sie empfand."

„Wir werden sehen, ob Sie es mit diesen Versicherungen aufrichtig meinen, mein Herr," sprach Therese in einem ziemlich festen Tone, „vor allem aber muß ich Ihnen berichten, wie ich zur Kenntniß Ihres Geheimnisses gelangt bin. Es war Ihnen gelungen, meine Tante und mich zu täuschen, aber Sie hatten vergessen, daß ein Mann, der großes Interesse hatte, Sie genau kennen zu lernen, und vor dem ich Sie warnte, Ihre Worte und Ihre kleinsten Handlungen belauschte, dieser Mann ist Cesario. Sie wissen, welche Hoffnungen er rücksichtlich meiner hegte, bevor von der Reise meines Cousins Charles nach Corsika die Rede war. Diese plötzliche Reise zerstörte alle seine Projekte und er suchte sich eines Nebenbuhlers zu entledigen, indem er ihm

Feinde machte und ihm Hindernisse in den Weg legte. Er war es, der Marliani von dem Tage der Ankunft Charles benachrichtigte, und ohne Zweifel bemühte er sich den Letzteren zu überreden, mit dem letzten Sprößling der Familie Labeccio Streit zu beginnen. Er hatte sich indeß in seiner Erwartung getäuscht. Marliani ist kein hinterlistiger Meuchelmörder, und statt Sie anzugreifen, wie Cesario es in seinem abscheulichen Sinne gehofft hatte, ließ er Sie vorüberschreiten, indem er den Entschluß faßte, Ihnen einen Zweikampf in aller Form vorzuschlagen. Er wußte nicht, daß Madame Bianchi längst die Absicht hatte, ihren Neffen zu einem solchen Duell aufzufordern. Sie wissen, welche Belohnung sie darauf setzt. Dieses Projekt hat den elenden Cesario mit Freude erfüllt. Entweder, dachte er, der junge Labeccio weigert sich, den Zweikampf zu bestehen, und dann habe ich nichts mehr von ihm zu fürchten, oder er schlägt sich, und dann kann ich hoffen, daß er den Tod findet. Es war indeß doch auch der Fall möglich, daß Carlo Sieger blieb, und dann waren Cesarios Hoffnungen dennoch zerstört, er suchte sich demnach hinsichtlich eines Argwohns, den er gefaßt hatte, Gewißheit zu verschaffen. Er hat sich hier in dies Zimmer geschlichen, er hat ihr Gepäck untersucht, und ohne Zweifel hat er darin die Bestätigung dessen gefunden, was er argwöhnte. Von diesem Augenblicke an, glaubte er, habe er nichts mehr zu fürch-

ten. Ueberzeugt, daß Herr Duvert sich niemals aus Gefälligkeit einer nutzlosen Gefahr aussetzen werde, hat er sich beeilt, die Befehle seiner Gebieterin auszurichten, welche wünschte, daß der Zweikampf unverzüglich stattfinden möchte. So erklärt sich seine Freude von diesem Morgen, seine bitteren Spöttereien und sein Zorn, als er uns beisammen fand."

„Der Bösewicht! der Elende!" murmelte Paul, „aber ich werde ihn dafür zu züchtigen wissen."

„Zum Nachtheil für seine nichtswürdigen Berechnungen," nahm Therese wieder das Wort, „konnte er in meiner Anwesenheit seine Freude nicht zügeln, und um sich zu rächen wegen der Beweise von Zuneigung, die ich Ihnen in seiner Gegenwart gab, hat er, während Sie bei der Tante waren, alle Fäden der Intrigue vor mir entfaltet, ohne in seiner Bosheit daran zu denken, daß er mir dadurch grade das Mittel in die Hände gab, sie zu entwirren.

„Es giebt also ein solches Mittel!" riefen die beiden jungen Männer zu gleicher Zeit.

„Allerdings," erwiderte Therese mit gesenktem Auge, „eine Handlung des Muths und der Kühnheit wird von meiner Tante anerkannt werden, wer sie auch vollbracht haben mag. Da Charles Labeccio mein Gatte nicht werden kann, so ist für einen Andern die Möglichkeit vorhanden, in unsere Familie zu treten, und den Zwist

auszufechten. Und derjenige, den ich als meinen Verwandten, meinen Verlobten, meinen zukünftigen Gatten betrachtete — —"

„Therese!" unterbrach sie Paul entzückt, „ich wage es nicht, Sie zu verstehen. Um des Himmels willen, sprechen Sie deutlicher, denn die Zeit drängt."

„Wolan, Herr Duvert," fuhr Therese, Muth fassend fort, „nehmen Sie den Zweikampf an, und ich schwöre Ihnen, daß ich niemals einem Andern angehören werde, als nur Ihnen."

„Aber Madame Bianchi, Ihre Wohlthäterin?"

„Sie wird nicht wagen, meine Hand dem zu verweigern, der mit Gefahr seines Lebens das gerächt hat, was Sie die Ehre ihrer Familie nennt."

„Nein, nein," rief Charles, alle seine Kräfte zusammen nehmend, „das ist unmöglich — ich werde bald wieder genesen seyn — der Zweikampf betrifft mich, mich, Charles Labeccio!"

„Ich werde die Gelegenheit nicht aus der Hand lassen, die sich mir darbietet, einen so reichen Lohn zu empfangen!" fiel Paul Duvert ein, indem er Theresens Hand feurig drückte, „ich werde glücklich seyn, mein Leben zu wagen, um ein so großes Glück zu verdienen. — Charles Labeccio, denken Sie an Ihren Vater, dem jede Zögerung Verderben bringen kann. Ich bin bereit, jeder Gefahr zu trotzen, ich werde mich zu dem Zweikampfe

stellen. Sie, Charles, erhalten zum Ersatz, was Sie verlieren, die Ehre und das Wohl Ihres Vaters, und ich werde die Hoffnung haben, der Gatte eines Mädchens zu werden, das ich liebe und für welches ich tausend Leben wagen würde. Ich begebe mich sofort zu Ihrer Tante, Therese; bleiben Sie Ihrerseits Ihres Versprechens eingedenk!"

Dieser Enthusiasmus entpreßte den Augen Theresens Thränen, und sie hielt Paul in dem Augenblick, als er das Zimmer verlassen wollte, bei dem Arme zurück.

„Um des Himmelswillen, Herr Duvert," flüsterte sie tief bewegt, „überlegen Sie wenigstens einen Augenblick. Täuschen Sie sich nicht, die Gefahr ist groß, ist fast unermeßlich. Dieser Marliani ist ein gewandter und geübter Schütze, es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod."

„Was kümmert mich das! habe ich nicht mehrmals schon mein Leben eines albernen Point d'honneurs wegen aufs Spiel gesetzt? Warum sollte mich diesmal mein Muth verlassen, warum sollte diesmal meine Hand zittern, wo das Glück meines ganzen Lebens von meiner Geschicklichkeit und meinem Muthe abhängen wird? Mein Entschluß steht fest, ich will Madame Bianchi davon benachrichtigen, und wenn es seyn muß, werde ich ihr sagen, wer ich bin, werde ich ihr sagen — —"

„Nein, nein, Paul," unterbrach ihn Therese lebhaft, „es ist besser, wenn sie es noch nicht erfährt. In ihren Augen und in denen aller Bewohner dieser Gegend muß der Gegner Marlianis den Namen Labeccio führen. Wir werden sie schon zur rechten Zeit enttäuschen."

„Nein, nein, ich werde es nicht dulden," rief Charles mit krampfhafter Heftigkeit.

„Haltet ihn hier zurück," gebot Therese in corsischer Sprache der Magd, welche mit Charles Pflege beauftragt war, „haltet ihn mit Gewalt zurück, seht Ihr denn nicht, daß er im Fieber-Wahnsinn spricht?"

Die kräftige Bäuerin erfaßte Charles, welcher sich wie ein zorniges Kind geberdete, und zwang ihn, auf seinem Lager zu verbleiben. Er tobte und schäumte vor Wuth, welches nicht wenig dazu beitrug, Theresens Worte in den Augen der Magd zu bestätigen.

„Beeilen wir uns jetzt," flüsterte Therese.

Und Beide verließen das Zimmer, von dem Geschrei des unglücklichen Charles gefolgt, das immer schwächer und schwächer ward, jemehr seine Kräfte abnahmen, und das bald in gänzlicher Erschöpfung verstummte.

Therese und Paul begaben sich unverzüglich in das Gemach der Madame Bianchi. Eine Stunde war bereits vergangen, seitdem Paul dasselbe verlassen hatte. Die kleine Corsin befand sich in der lebhaftesten Ungeduld, welche zu steigern Cesario, der sich bei ihr befand, nicht

unterlassen hatte. So wie Paul und seine Begleiterin erschienen, fragte Madame Bianchi rasch:

„Nun, sprechen Sie, Neffe, was haben Sie beschlossen?“

„Ohne Zweifel weigert sich der junge Herr,“ sprach Cesario in einem ironischen Tone und wie seiner Sache gewiß.

„Ich nehme den Zweikampf an,“ rief Paul, indem er einen drohenden Blick auf den Griechen warf, „unter der Bedingung — —“

„Unter welcher Bedingung?“ fragte die kleine Corsin.

„Unter der Bedingung, daß ich diesen Patron zum Fenster hinauswerfen darf,“ rief Paul, indem er auf den Intendanten zutrat.

Cesario hatte kaum Zeit, der Thür zu und die Treppe hinab zu eilen, denn er hatte in den Augen Pauls gelesen, daß der junge Mann keinen Anstand nehmen würde, seine Drohung ins Werk zu richten. Madame Bianchi schien nicht einmal die Gefahr zu bemerken, der ihr vormaliger Günstling ausgesetzt gewesen war.

„Sie nehmen also den Zweikampf an, mein lieber wackrer Neffe,“ sprach Sie mit der größten Freude, „ja, ja, ich wußte wohl, ich würde nicht umsonst Ihre Gefühle für unsre alte Familie aufrufen.“

„Täuschen Sie sich nicht, Frau Tante,“ entgegnete

Paul in einem etwas derben Tone, denn er fühlte, daß er in diesem Augenblick ungenirt sprechen könne, „es ist kein Familienstolz, was mich veranlaßt, den Gefahren eines solchen Zweikampfes zu trotzen, wohl aber ist es das Verlangen, der Gatte der liebenswürdigen Therese zu werden. Sie müssen mir schwören — —"

„Ich schwöre Ihnen, daß Sie Ihre Gattin werden soll," unterbrach ihn Madame Bianchi, die seine Gedanken errieth.

„Bedenken Sie, Madame, daß ich Sie an diesen Schwur erinnern werde. Therese hat mir gleichfalls dasselbe bereits geschworen."

„Sie ist es also, der ich Ihren raschen Entschluß verdanke," sprach Madame Bianchi, indem sie freundlich auf ihre Pflegetochter blickte, „ich sehe, daß alle meine Maaßregeln gut getroffen waren."

Paul zog sich zurück, um an seinen Vater einen Brief zu schreiben, den er Theresen übergab, so wie den, der an den Banquier in Ajaccio gerichtet war; sein Opfer sollte wenigstens dem armen Charles nicht nutzlos werden. Das junge Mädchen empfing die beiden Briefe mit der lebhaftesten Gemüthsbewegung und versprach, sie, wenn es nöthig werden sollte, an ihre Adressen zu befördern. Unter diesen Anstalten verging der Nachmittag, Madame Bianchi war heiter und guter Dinge und schien nicht daran zu denken, daß vielleicht in wenigen Stunden ein

wackrer junger Mann einem thörichten Vorurtheile geopfert werden könne. Paul war ruhig, aber ernst; er affektirte eine Ruhe, die er weit entfernt war zu fühlen, denn je mehr die Gefahr sich näherte, je klarer trat sie ihm vor die Seele. Endlich erschien der Augenblick, in welchem er sich auf die Wiese begeben sollte. Madame Bianchi ließ Paul benachrichtigen, daß sie ihn in dem unteren Zimmer erwarte, er begab sich sofort dorthin.

Therese hatte sich in eine Ecke des Zimmers gesetzt und schluchzte laut; Madame Bianchi hatte einen großen Shawl umgeworfen und einen Hut aufgestülpt, der zu ihrem übrigen Anzug paßte, sie hielt in der Hand eine alte aber gut conservirte Flinte, auf dem Tische lagen Pulver und Kugeln.

„Schnell, schnell, Carlo," rief sie, „ein Labeccio darf auf dem Kampfplatze nicht auf sich warten lassen."

„Ist das die Waffe, welche Sie mir bestimmen, Madame?" fragte Paul, indem er die Flinte mit Kennerblicken musterte.

„Es ist die Flinte Ihres Onkels Peppo, lieber Neffe, ich habe sie ausdrücklich für Sie aufbewahrt."

„Es ist dennoch nicht viel an dem Dinge," bemerkte Paul, indem er kaltblütig die Flinte lud. Therese blickte ihn schmerzlich durch ihre Thränen an. Madame Bianchi zeigte ein so ruhiges Wesen, als wenn es einer Jagdparthie gegolten hätte.

„Jetzt, Madame,“ nahm Paul, nachdem er Alles wieder geordnet hatte, das Wort, „jetzt bitte ich Sie, geben Sie mir einen Führer, daß er mich nach dem Kampfplatze geleite und daß er mich mit den Bedingungen dieses seltsamen Duells bekannt mache.“

„Sie werden auf der Wiese einen Secundanten finden, der Sie mit allem bekannt machen wird, was Sie zu thun haben,“ antwortete die Corsin.

„Was den Führer aubetrifft,“ sprach Madame Bianchi, so werde ich selbst Sie geleiten; ich hatte die Absicht, Cesario damit zu beauftragen, aber Sie haben dem armen Teufel einen großen Schrecken eingejagt, und Gott weiß, wo er sich verborgen hat. Ich also werde Sie begleiten. Ich habe befohlen die Capitania zu satteln.“

„Wie, Sie wollen — —“

„Und weshalb das nicht?“ fragte die kleine Corsin verletzt. „Glauben Sie, daß nur die Männer Muth besitzen? Ich werde Sie nach der Wiese geleiten und dort werde ich Sie Ihr Geschäft vollbringen lassen.“

„So machen wir uns auf den Weg,“ sprach Paul mit etwas weniger Kaltblütigkeit, als zuvor, indem er die Flinte ergriff.

Therese eilte auf ihn zu.

„Nein, nein,“ rief sie erschrocken, „Sie sollen

nicht fort; vergessen Sie, was ich Ihnen gesagt habe, — Ich wußte nicht, was ich sprach — —

„Ich werde es dennoch nicht vergessen," entgegnete der junge Mann mit bewegter Stimme, nur indem ich dieser Gefahr trotze, kann ich Ihre Hand erlangen. Muth gefaßt! ich werde zurückkehren."

Das junge Mädchen stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zusammen.

„Die kleine Thörin," rief Madame Bianchi zornig, „erwählt einen schönen Augenblick, um in Ohnmacht zu fallen, jetzt, wo wir so große Eile haben. Maria, schnell herbei, tragt Sorge für das zarte Hühnchen, wenigstens sind wir jetzt von ihren Jeremiaden befreit. Es ist seltsam genug, daß die jungen Mädchen heut zu Tage nicht begreifen können, wie heilig eine Vendetta ist."

Zu gleicher Zeit stützte sie sich hustend auf den Arm Duverts und verließ mit ihm das Haus. Vor der Thür stand eine alte Eselin, eigensinnig wie ihre Gebieterin, die einen schlechten englischen Sattel trug und von einem kleinen in Lumpen gehüllten Knaben am Zügel gehalten wurde; dies war der Page und der Zelter der Madame Bianchi bei dieser feierlichen Gelegenheit.

„Beim Henker!" murmelte Paul vor sich hin, während die alte Corsin die Capitania bestieg, „das alte Teufelsweib hätte auch wohl einen poetischeren Aufzug für sich wählen können, um mich zum Tode zu führen.

Komme ich mit heiler Haut davon, werde ich niemals wagen einzugestehen, daß ich als Gefährten bei dieser Parthie einen lumpigen Straßenbuben und eine auf einer Eselin reitende alte Närrin hatte!"

„Vorwärts, Capitania!" rief Madame Bianchi freudig aus, „kommen Sie, Neffe, ein Verzug würde uns Schande bringen."

Man setzte sich nach dem Eingange des Thales hin in Bewegung, und bald befand man sich auf der Ebene, wo sich die Wiesen ausdehnten. Auf dem Wege dorthin unterhielt Madame Bianchi ihren vermeintlichen Neffen von dem Alter ihrer Familie, und von dem neuen Glanze, den sein schönes Betragen derselben verleihen werde; Paul dachte an Therese, an seinen alten Vater, und an sein schönes Landgut in Flandern, das er vielleicht nie wieder sehen würde. Bald langte man auf dem Kampfplatze an, ein Mann, der auf einem Baumstamme saß, erhob sich, so wie er die Nahenden gewahrte, trat auf Paul zu und sprach alsdann in einem kurzen Tone:

„Treten Sie in dies Gebüsch, Signor Carlo, Marliani wird von der andern Seite eintreten; Keiner darf dies Gehölz eher verlassen, bevor der Zwist entschieden ist. Adieu." —

So sprechend, zog er sich zurück, nachdem er

Madame Bianchi gegrüßt hatte, er ging, um die übrigen Zeugen zu benachrichtigen, daß alles bereit sey.

„Ich will Sie nicht zurückhalten," sprach darauf die kleine Corsin, „gehen Sie, und zeigen Sie sich des Namens würdig, den Sie tragen! Muth, lieber Neffe, Gott wird Sie beschützen.

Sie schloß ihren Neffen in ihre Arme und lenkte ihren Esel nach Casabella zurück, ohne auch nur ein einziges Mal hinter sich zu blicken.

Als er sich allein befand, blickte Paul traurig auf das düstere schweigsame Gehölz, in welchem er schon zwei flammende Augen und den Lauf eines Carabiners zu erblicken glaubte, worauf er seine Flinte hob, die er alsdann mit einem geringschätzenden Blick betrachtete.

„Was hilft das Zaudern," sprach er endlich zu sich selbst, „man muß sich in sein Schicksal ergeben — aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich geliefert. — Wir wollen indessen sehen, was dabei zu thun ist."

Und so sprechend trat er vorsichtig in das Gebüsch.

VI.

Madame Bianchi war schon lange nach Casabella zurückgekehrt. Sie saß in ihrem Zimmer an einem Feuster, aus welchem man nach der Wiese blicken konnte; sie neigte oft das Ohr, um zu horchen, ob sie nicht in der Ferne einen Schuß fallen hören konnte, überall aber herrschte die tiefste Stille. Therese saß in einem Winkel des Gemachs und ließ dann und wann Seufzer vernehmen, welche ihre Tante aber stets mit einem strengen Blick bestrafte. In ihrer Aufregung hatte Madame Bianchi auch keinen Augenblick an die gränzenlose Aufopferung des jungen Mannes gedacht, der, um einem albernen Vorurtheile zu genügen, sein Leben so muthig auf's Spiel setzte; aber sie dachte mit Schaudern daran, daß ihr Kämpfer unterliegen, und daß derjenige, den sie als den letzten Sprößling der Labeccios betrachtete, sterben könne, ohne irgend einen Rächer, irgend einen Nachkommen zu hinterlassen. Sie war demnach fast eben so

bleich und bewegt als ihre Nichte, in der angstvollen Erwartung dessen, was sich zutragen würde.

Was Threse betraf, so ward ihr Herz durch den Gedanken zerrissen, daß sie allein durch die Gewalt, die ihr eine schnelle und innige Liebe gab, in jenen gefahrvollen Streit einen Mann verwickelt hatte, dem die Sache fremd war. Ihr Gewissen machte ihr in dieser Rücksicht bittere Vorwürfe, und schon stellte ihr ihre aufgeregte Einbildungskraft den armen Paul vor, wie er in seinem Blute dalag, getroffen von der Kugel seines Gegners. Die beiden Frauen befanden sich demnach, ohne sich einander ihre Gedanken mitzutheilen, fast in einem und demselben Zustande der Besorgniß und der Angst. Es begann bereits zu dämmern, und Beide wußten, daß die eintretende Nacht dem armen Paul immer mehr Vortheile raubte, da er sich leicht in der Dunkelheit verirren und seinem Feinde grade in die Arme laufen könne. Nichtsdestoweniger aber ließ sich durchaus kein Geräusch in der Richtung vernehmen, wo sich die beiden Gegner befanden; ohne Zweifel waren sie noch nicht auf einander getroffen.

„Noch immer nichts," nahm Madame Bianchi endlich das Wort, nachdem sie, ihren Athem anhaltend, neuerdings hingehorcht hatte. „Großer Gott, sollte irgend ein unvorhergesehener Umstand den Zweikampf verhindert

haben? — Aber,“ fuhr sie unwillig zu Theresen gewandt fort, „glaubst Du etwa, daß Deine Seufzer und Deine Thränen etwas an der Sache ändern können? Warum besitzen die Männer Kraft, Gewandheit und Muth, wenn sie dieselbe nicht für eine edle Sache verwenden sollen? Glaubst Du denn nicht, daß ich selbst recht gut weiß, daß es der Sohn meines Bruders, die einzige Hoffnung meiner Familie ist, der vielleicht in diesem Augenblick sterben wird? Glaubst Du, ich könnte vergessen, daß der Name Labeccio vielleicht mit ihm auf immer verlöscht? Und dennoch siehst Du — ich bin ruhig — ich, ich habe keine Furcht!“

Ein leises Zittern ihrerseits widersprach indeß diesen Worten.

Therese antwortete nur durch Schluchzen.

„Sie, meine Tante,“ erwiederte sie nach einer Pause, „Sie sind nur mit der Ehre Ihrer Familie beschäftigt; ich aber, die ich durch meine Bitten mein Versprechen — —

„Bereue nicht, was Du gethan hast, Therese,“ sprach die unerbittliche Madame Bianchi in einem strengen Tone, „die Sache der Frauen ist es, die Männer zu der Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. Aber,“ fügte sie hinzu, indem sie sich zornig abwandte, „Du bist mehr geeignet, Andere zu entmuthigen, als ihnen

Muth einzuflößen; mit Deinen Thränen und Deinen Seufzern wirst Du mich noch eben so schwach machen wie Du selbst bist. Wo ist Cesario?"

„Sie wissen, daß seit seinem Wortwechsel mit Herrn — Carlo Ihr Intendant noch nicht wieder zurückgekehrt ist."

„Jetzt fällt mirs ein," rief Madame Bianchi erschrocken, „mein Neffe hat Cesario beleidigt und ihm gedroht, wenn nun Cesario, obgleich er Grieche ist, sich gleichfalls rächen wollte — —

„Befürchten Sie das wirklich meine Tante?" fragte das junge Mädchen angsterfüllt; „glauben Sie, daß Charles statt eines Gegners deren zwei antreffen könnte?"

Madame Bianchi sann einen Augenblick lang nach.

„Nein," erwiederte sie endlich, „Marliani würde es nicht zugeben, Marliani ist ehrlich und loyal auf seine Weise und man hat nichts von ihm zu befürchten. Was Cesario anbetrifft, so ist er zu feige, um irgend Jemand, wer es auch seyn mag, offen anzugreifen. Er wird vielleicht den Versuch machen, sich auf irgend einem Umwege zu rächen, aber vor einem Morde wird er zurückschrecken. — Nein, nein, ich habe mich geirrt, in dieser Hinsicht ist nichts zu befürchten."

„Das Geräusch dieses Gesprächs, obgleich es leise

geführt wurde, hatte die beiden Frauen verhindert, die schwerfälligen, abgemessenen Schritte mehrerer Personen zu vernehmen, welche sich dem Hause genähert hatten, und jetzt heftig an die Thür pochten. Madame Bianch und ihre Nichte wurden dadurch in große Verlegenheit gesetzt.

„Wer kann in diesem Augenblick hieher kommen?“ sprach die kleine Corsin, „und weshalb geht Genoveva nicht den Eindringlingen entgegen?“

„Liebe Tante, Sie wissen,“ antwortete Therese, sich von ihrem Sitze erhebend, „Sie wissen, daß sich Genoveva bei dem kranken jungen Mann befindet, und daß sie ihn nicht verlassen kann, denn er liegt in einem heftigen Fieberanfalle.“ —

„Verwünscht sey der junge Bursche und seine alberne Krankheit. So sieh selbst nach, Therese, und schaffe jene Ankömmlinge schnell wieder fort, wer sie auch immer seyn mögen.“

Therese wollte gehorchen, aber die Aufregung hatte ihre Kräfte erschöpft, ihre Füße schwankten unter ihr und versagten ihr den Dienst. Ueberdem waren die Ankömmlinge ungeduldig und ohne Umstände in das Haus getreten. Theresens Schrecken steigerte sich noch mehr, als sie ein Waffengeklirr draußen im Gange vernahm.

„Es sind die gelben Kragen!“ rief sie außer sich.

„Die gelben Kragen! Was können die hier wollen? Sollten bereits — —

Die Thür ward geöffnet und Therese überzeugte sich, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Es war in der That eine Abtheilung jener corsischen Voltigeurs, welche die Gensdarmerie unterstützen, und die von den Bewohnern Corsikas mit der Benennung, „die gelben Kragen,“ bezeichnet werden, weil ihre braunen Uniformen mit solchen Aufschlägen versehen sind. Man kann begreifen, wie unangenehm gerade in diesem Augenblick die Anwesenheit dieser Miliz für Madame Bianchi war.

„Was giebts, Ihr Herren?“ fragte sie in einem strengen Tone, indem sie sich von ihrem Sitze erhob. „Mit welchem Rechte dringen Sie auf diese Weise bei mir ein?“

Die Gensdarmen hemmten an der Schwelle des Gemachs ihre Schritte, während der Corporal der in seiner Brigade den Ruf eines Schönredners hatte, mit seinem militairischen Gruß entgegnete:

„Entschuldigen Sie, Madame, wenn wir Sie belästigen; da wir aber Niemand fanden, der uns anmel-

den konnte, so sind wir ohne Weiteres eingetreten. — Sie wissen, der Dienst geht vor Allem."

„Und Ihr Dienst, Herr Corporal, giebt er Ihnen das Recht, in mein Haus einzudringen, ohne daß ich Sie dazu autorisirt habe?"

„Das gerade nicht, Madame, da ich aber Ihre Güte kenne, so haben meine Cameraden und ich geglaubt, daß Sie uns ein Glas Wein nicht verweigern würden — da wir des Dienstes willen bereits mehrere Stunden zurückgelegt haben, ohne irgend eine Erfrischung zu uns zu nehmen."

„Und deshalb haben Sie uns einen solchen Schrecken eingejagt?" fragte Madame Bianchi zornig: „halten Sie etwa mein Haus für ein Wirthshaus?"

„Ganz gewiß nicht," antwortete der Corporal ein wenig pikirt; „da es aber einmal geschehen ist, so sprechen wir nicht weiter davon. Seien Sie aber überzeugt, daß wir unsere Pflicht mit der größten Strenge erfüllen werden. — Ich sehe, Cameraden," fuhr er zu seinen Leuten gewandt fort, „wir müssen schon vor dem Hause bivuaquiren, da es hier weder einen Stuhl noch wie es scheint ein Glas Wein für uns giebt. Uebrigens darf Niemand dieses Haus verlassen.!"

„Und weshalb dieser Befehl?" fragte Madame Bianchi erblassend.

„Ja ja,“ versetzte der Corporal, „haben wir erst Ihren Neffen gefangen, denn er ist es, dessen wir uns bemächtigen sollen, so können Sie versichert seyn, daß wir ihn nicht mit mehr Rücksicht behandeln werden, als den größten Missethäter dieser Gebirge.“

„Mein Neffe! was sagen Sie, Corporal? Bleiben Sie, bleiben Sie, ich bitte.“

Der Corporal verlangte es nicht besser. —

„Wir bleiben, da Sie die Güte haben, uns einzuladen. Cameraden, Madame fordert uns auf, einige Erfrischungen zu uns zu nehmen, bis unser Mann anlangt — —“

„Therese,“ rief Madame Bianchi in der heftigsten Gemüthsbewegung; „rufe Genoveva — oder besser nein — gieb diesen Herrn selbst einige Krüge Wein außen in der Küche.“ —

„Aber, liebe Tante —“

„Geh, geh, mein Kind,“ unterbrach sie die alte Corsin, welche der Schrecken freundlicher machte, als sie es gewöhnlich war.

Therese raffte sich zusammen, und verließ das Zimmer, um den erhaltenen Befehl auszurichten.

„Corporal,“ nahm die Hausherrin mit leiser Stimme

wieder das Wort, indem sie demselben ein Zeichen gab, ihr näher zu treten, „sprachen Sie nicht von meinem Neffen, von Carl Labeccio, wollen Sie mir nicht sagen — ?“

„Ihr Neffe hat Feinde,“ unterbrach sie der Corporal in einem geheimnißvollen Tone.

„Feinde?“

„Ja, allerdings, wir wissen, daß er mit Marliani in einer Vendetta begriffen ist und die Regierung, Sie begreifen, will davon nichts wissen; wird auf der Wiese einer von Beiden getödtet, sind wir hier, um den Mörder zu arretiren.“

„Wenn es aber ein Zweikampf, ein loyaler Zweikampf ist?“

„Was soll ich Ihnen sagen! Man kam heute in das Hotel der Gendarmerie und benachrichtigte den Lieutenant, daß zwei Männer, die in einem Zweikampfe begriffen wären, sich anf der Wiese aufsuchten, um Einer den Andern zu tödten, man nannte Marliani und Herrn Carlo Labeccio. Da sprach der Lieutenant zu mir:

„Corporal Sénéque, nehmt zehn Mann mit Euch; drei begeben sich zu Marliani, drei zu Herrn Labeccio, vier verfügen sich auf die Wiese; ist Blut vergossen, so bemächtigt Euch des Siegers nnd führt ihn zu mir.“ —

„Verstanden,“ sagte ich, und so befolge ich jetzt

Wort für Wort die Ordre des Lieutenants. Vier rüstige Bursche sind nach dem Gebüsche expedirt, drei Andere sind beauftragt, sich Marlianis zu bemächtigen, wenn er nach dem Zweikampfe heimkehren sollte, während ich, Madame, der ich weiß, daß dieses Haus in gutem Rufe steht, und der ich mit Damen umzugehen verstehe, den Posten hier gewählt habe, um mit Ihrer Erlaubniß den Herrn Labeccio auf anständige Weise zu arretiren." —

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß es ein regelmäßiger Zweikampf ist."

„Ich muß es glauben," unterbrach sie der Corporal, indem er die Hand an seinen Hut legte, „aber es kann doch damit noch nicht Alles in Ordnung sein. Der Lieutenant hat den Befehl ertheilt, und beim Militair kennt man nichts als die Ordre seines Chefs."

Während dieses Gespräches war Therese zurückgekehrt und hatte genug gehört, um zu erfahren, warum es sich handele. An allen Gliedern zitternd, bezeichnete sie dem Corporal die Küche, wo sie einige Erfrischungen für ihn hatte auftragen lassen.

„Ich verstehe Sie, meine allerliebste Demoiselle," antwortete der Corporal, und begab sich mit den Gensd'armen in die Küche.

Unterdessen war die Sonne untergegangen und noch

immer ließ sich von der Wiese her auch nicht das kleinste Geräusch vernehmen. Madame Bianchi hatte ihren Sitz am Fenster wieder eingenommen, und ihre Aufregung stieg mit jedem Augenblicke.

„Liebe Tante," murmelte Therese, indem sie sich ihr verzweiflungsvoll näherte, „es ist also wirklich wahr? Wenn unser Freund aus dem Zweikampfe glücklich davon kommt, wird er wie ein Verbrecher arretirt, gerichtet, vielleicht verurtheilt? O, das ist abscheulich!"

„Ja, ja, das ist ganz abscheulich!" wiederholte die alte Corsin, „die gelben Kragen werden den Zweikampf verhindern, und die Gelegenheit, ihn wieder zu beginnen, wird sich vielleicht nicht wieder darbieten! Eine so schöne Rache, die ich seit zwanzig Jahren vorbereitet habe!

„Liebe Tante," nahm Therese wieder das Wort, „wollen wir Jemand hinschicken, um die beiden Gegner zu benachrichtigen?"

„Woran denken Sie, Mademoiselle?" fragte Madame Bianchi, indem sie ihre Pflegetochter scharf betrachtete, „dieser Zweikampf muß durchaus stattfinden, — und wir können noch hoffen. Aber wer kommt da?" fragte sie rasch, als plötzlich Schritte im Gange vernehmbar wurden.

Therese eilte zur Thür, denn sie hoffte denjenigen

zurückkehren zu sehen, den sie sehnlich erwartete, es war Charles Labeccio, bleich und krank, er war genöthigt, sich an die Mauer zu stützen, um nicht umzusinken. Therese fühlte sich mitleidig bewegt und eilte dem Kranken entgegen. Madame Bianchi konnte ein unwilliges Gefühl nicht unterdrücken.

„Wie, Herr Duvert,“ fragte Madame Bianchi, „ist es vernünftig, daß Sie Ihr Zimmer verlassen? Was wünschen Sie? Eine ernste Angelegenheit beschäftigt uns, und —“

„Entschuldigen Sie, Madame,“ sprach Charles mit schwacher Stimme, indem er auf einen Stuhl niedersank, „ich habe den Augenblick benutzt, in welchem meine Wärterin in Schlummer gesunken war. Ich mußte zu Ihnen, mußte mit Ihnen reden. — O, mein Gott! ist es noch Zeit, einem großen Unglücke vorzubeugen?“

„Von welchem Unglücke sprechen Sie?“ fragte Madame Bianchi mit einem verächtlichen Wesen. „Glauben Sie, daß es für einen Mann von Ehre ein Unglück ist, sein Leben auf edle Weise für eine Sache zu wagen, welche die Ehre seiner Familie und seines Namens betrifft?“

„Aber wenn derjenige, welcher vielleicht in diesem Augenblicke sein Leben für jene Sache wagt, bei der=

selben eigentlich ganz und gar nicht interessirt wäre?"

„Was sollen solche Reden, mein Herr?"

„Sie sollen andeuten, Madame, daß Ihr Neffe, der Sohn Ihres Bruders, der, dem dies Rachegeschäft von Rechtswegen zusteht, der ächte Charles Labeccio, sich jetzt hier vor Ihnen befindet, und daß derjenige, der es übernommen hat, diesen Streit auszukämpfen, ein Fremder ist, ein Freund Ihres unglücklichen Neffen."

„Sie lügen! Sie lügen!" rief heftig Madame Bianchi; „der junge Mann befindet sich noch im Fieber-Anfall, er phantasirt."

„Und dennoch hat er die Wahrheit gesprochen, liebe Tante," nahm Therese schüchtern das Wort.

„Wie, auch Du, auch Du wagst es zu behaupten? — Das ist ja ganz unmöglich — Weshalb eine solche Lüge? Wie, der andere junge Mann sollte aus bloßer Anhänglichkeit —"

„Diese Täuschung," unterbrach sie Charles schwermüthig, „hatte zur Absicht, zu verhindern, daß der Widerwille, den Sie gegen meine Persönlichkeit hegten, das Mitleid für meinen Vater benachtheiligte, dem der Untergang droht."

„Und Herr Paul Duvert," fügte das junge Mädchen mit schwacher Stimme hinzu, „hat sich in dieses

gefahrvolle Unternehmen geworfen, weil er mich liebt und weil ich es ihm geboten habe."

Die alte Corsin betrachtete Beide mit flammenden Augen.

„Sie ein Labeccio!" rief sie zu Charles gewandt, „Sie der Abkömmling so vieler muthvoller, entschlossener Männer! Nein, nein, das ist unwahr! oder wenn Sie wirklich dieser edlen Familie angehören, so haben Sie dieselbe entehrt, denn Sie sind ein Feigling! — Ja, ja, ein Feigling! denn Sie haben zugegeben, daß ein Anderer sein Leben für Sie aufs Spiel setzte, daß ein Anderer sich einer Lüge bediente, um für Sie Vortheile zu erringen, deren Sie unwürdig sind!" —

„Liebe Tante," nahm Charles schüchtern wieder das Wort, „bevor Sie die Last Ihres Zornes und Ihrer Verachtung auf mich laden, denken Sie an die entsetzliche Lage, in der ich mich befand, denken Sie an meine plötzliche Krankheit — —"

„Was kümmert mich jetzt diese Sache," fiel Madame Bianchi mit großer Heftigkeit ein, ohne Charles Worte zu beachten, „was kümmert es mich, wenn das Blut unsers Feindes vergossen wird, und es nicht Carlo Labeccio ist, der es fließen machte? Ich kann die Hingebung jenes Fremdlings nicht annehmen; wenn er unter-

läge, würde er uns Allen eine ewige Reue hinterlassen — — Nein, nein, ich darf nicht dulden, daß dieser Zweikampf stattfindet; wir müssen auf der Stelle Jemand nach der Wiese senden, um den jungen Mann zurückzurufen und zu verhindern, daß auf dem Namen Labeccio ein Flecken ruhe, der niemals weggewaschen werden kann.„

„Sie irren, meine Tante,“ unterbrach sie Charles lebhaft, „lassen sie den Zweikampf verschieben. Meine Krankheit wird hoffentlich besiegt werden, und dann werde ich mit Muth und Tapferkeit die Ehre unsrer Familie vertheidigen, das schwöre ich Ihnen! Aber verhindern Sie, daß dieser Zweikampf stattfindet, verhindern Sie, daß Paul Duvert das Opfer seines Muthes werde.“

„Wohlan,“ sprach Therese, „da ich es war, die diesen jungen Mann in diese gefahrvolle Angelegenheit verwickelte, so ist es auch meine Sache, ihn derselben zu entreißen — — Ich will mich sogleich nach der Wiese begeben — ich werde rufen, so laut ich es vermag, er wird meine Stimme erkennen und vielleicht — —“

Ein in der Ferne fallender Schuß unterbrach hier plötzlich ihre Worte.

„Es ist zu spät!“ rief Madame Bianchi zusammenzuckend. —

„Er ist vielleicht schon todt!“ jammerte Therese, indem sie auf ihre Kniee niedersank; „ewiger Gott, sey ihm gnädig!“

Eine lange dumpfe Stille folgte diesem Ausrufe; alle Anwesenden horchten ängstlich nach der Wiese hin, um zu hören, ob nicht ein zweiter Schuß falle; man vernahm indeß nichts, als das Gelächter und Gelärm der Gensd'armen in der Küche.

„Ja, ja, einer der beiden Gegner ist gefallen,“ sprach endlich Madame Bianchi in einem dumpfen Tone; „es fiel nur ein einziger Schuß.“

„Es ist also wahr!“ stammelte Charles verzweiflungsvoll; „sollte unser tadelnswerther Betrug eine so entsetzliche Folge gehabt haben? Ach, Therese, Therese, weshalb ließen Sie meinen unglücklichen Freund nicht abreisen?“

„Hoffen wir noch!“ erwiederte das arme Mädchen, obgleich ihr vielleicht selbst jede Hoffnung entschwunden war.

„Wer auch gefallen seyn mag,“ fiel Madame Bianchi mit heftigem Unwillen ein, „der Tod dessen,

der ihn gefunden, bringt der Ehre unsers Namens keinen Nutzen! Sie haben Rechenschaft abzulegen von dem durch Ihre Schuld unschuldig vergossenen Blute, Carlo Labeccio!"

„Carlo Labeccio!" wiederholte plötzlich eine Stimme aus der nahen Küche; „lassen wir jetzt das Zechen, Kameraden — der Dienst geht vor. Unser Mann ist angelangt."

Gleich nach diesen Worten traten der Corporal nnd die halbtrunkenen Gensd'armen in das Zimmer. Der erstere schritt auf Charles zu, blickte ihn einen Augenblick lang an, brach alsdann in ein lautes Gelächter aus und sprach zu seinen Kameraden:

„Ja, ja, so sieht man aus, wenn man einen dummen Streich vollbracht hat. Wie bleich er ausschaut! ja, ja, ich kenne das. Er sieht indeß nicht boshaft aus, scheint im Gegentheil ganz anständig; also mit Anstand und Höflichkeit verfahren, versteht Ihr mich. —"

„Also, junger Mann," fuhr er zu dem ganz und gar bestürzten Charles gewandt fort, „wir haben also den Marliani getödtet! Jetzt, mein junger Freund, machen wir keine weitere Umstände. Sie werden uns folgen. — Nicht wahr," fuhr er sich zu Madame Bianchi wendend

fort, „man kann nicht mit mehr Höflichkeit zu Werke gehen?“

Madame Bianchi schien hinsichtlich des Schicksals ihres Neffen gänzlich gleichgültig und sie äußerte kein Wort, was den Irrthum des Corporals hätte heben können. Charles war dergestalt bestürzt über das, was sich zutrug, daß er kaum begriff, was man von ihm wollte. Als aber Therese sah, daß die Gensd'armen sich anschickten, Hand an ihn zu legen, rief sie rasch:

„Halten Sie ein, meine Herren, das ist nicht Carlo Labeccio!“ —

„Ei,“ entgegnete der Corporal, „solchen Spaß verstehe ich nicht! Hat die verehrungswürdige Dame dort ihn nicht so eben so genannt! Aber ich sehe schon, wie das zusammen hängt; Sie glauben, meine schöne Demoiselle, daß wir, weil Sie uns Genevre statt Wein vorgesetzt, uns betrunken haben! Ihr Genevre war allerdings gut, aber wir stehen auf festen Füßen, nicht wahr Kameraden?“

„Ja, ja,“ murmelten die Gensd'armen unter einander.

Das junge Mädchen hatte wirklich in der Angst

aus Versehen den Soldaten statt des Weines einen Krug Genevre gebracht, dem jene tüchtig zugesprochen hatten.

„Und wenn ich nun wirklich Carlo Labeccio wäre," nahm Charles endlich das Wort, „was würde alsdann — —"

„Da hört Ihr's," unterbrach ihn der Corporal, sich zu den Gensd'armen wendend, her mit dem Seile, das wir ihm die Hände binden — da gesteht er ja selbst ein, daß er sich Carlo Labeccio nennt."

"Carlo Labeccio ist hier!" rief plötzlich eine andere Stimme, „was verlangt man von Carlo Labeccio?"

Im demselben Augenblick trat Paul Duvert in die Versammlung. Seine Kleider waren in Unordnung, seine Schuhe beschmutzt; seine Hände und sein Gesicht trugen die Spuren von Dornen; er war indeß noch heiterer und fröhlicher als sonst.

Sein Anblick electrisirte im eigentlichen Sinne des Worts die vorzüglichsten Schauspieler dieser Scene. Charles und Therese stießen einen Freudenruf aus; Madame Bianchi näherte sich dem Eingetretenen und fragte mit leiser Stimme:

„Er ist also todt, nicht wahr?“

Paul aber sah Niemand als Therese, der er in einem jovialen Tone zurief:

„Sie haben richtig prophezeiht, schöne Therese, als sie voraussagten, daß ich zurückkehren würde, da bin ich.“

„Habe ich wirklich zu viel Genevre zu mir genommen?“ sprach der Corporal zu sich selbst. „Sprecht, Kameraden, seht Ihr auch doppelt wie ich? Giebt es hier nicht zwei Carlo Labeccios?“

„Es giebt nur einen, Corporal,“ antwortete Paul Duvert, „und dieser Eine bin ich.“

„Oh, so, so, also Sie sind's! Der Andere ist es also nicht? Spaßen wir nicht in Dienstsachen, junger Mann, sondern schreiten wir zum ordentlichen Verhör. Sie waren es also, der sich mit Marliani schlagen wollte?“

„Ja.“

„Sie waren mit ihm auf der Wiese und in dem Gebüsch?“

„Allerdings, Sie sehen, daß ich noch die Spuren des letzteren trage.“

„In diesem Falle arretire ich Sie, als Urheber des Todes Marlianis.“

„Marliani ist ja aber nicht todt, er lebt,“ erwiderte Paul Duvert.

„Er lebt?“ fragten alle Anwesenden in verschiedenen Tönen.

„Hier ist der Beweis, da ist er.“

Wirklich gewahrte man in diesem Augenblick in dem Dunkel des Corridors die hohe Gestalt Marlianis.

Der alte Corse trat langsam näher, als er bemerkte, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden; sein Auge, sonst so stolz, war niedergeschlagen, seine ganze Haltung war traurig und gedemüthigt. Er hielt unter dem Arme sein entladenes, von dem Schusse noch geschwärztes Gewehr. Vor Madame Bianchi hemmte er seine Schritte, bei der der Anblick ihres Feindes alle auf einen Augenblick schlummernden Leidenschaften wieder geweckt hatte.

„Madame,“ sprach er mit trauriger Gravität, „Ihr Neffe hat mir einen guten Rath ertheilt, und ich komme, das Versprechen zu erfüllen, welches ich ihm gegeben habe. Wir strichen auf der Wiese in dem

Gebüsch umher — ich gewahrte ihn zuerst — ich schoß auf ihn — — aber mein Auge und meine Hand sind nicht mehr so sicher, wie früher; Carlo Labeccio ward nicht getroffen.

„Dennoch hattet Ihr recht gut gezielt," bemerkte Paul lachend, „Eure Kugel traf den Schaft meiner Flinte."

„Euer Neffe," nahm Marliani wieder das Wort, „besitzt eben so viel Geist als Muth; er eilte auf mich zu, setzte den Lauf seiner Flinte auf meine Brust und rief: „Ich könnte Dich tödten, und der Zwist Deiner Familie und der meinigen würde auf immer beendet seyn; ich schenke Dir das Leben, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du mit mir kommst und vor meiner respectablen Tante erklärst, daß die Labeccios in Tapferkeit und Edelmuth die Jacobis besiegt haben; sprich, nimmst Du meinen Vorschlag an?" Seine Flinte war noch immer auf meine Brust gerichtet, sein Auge flammte — da willigte ich ein."

„Du erkennst Dich also durch einen Labeccio überwunden, Marliani?" fragte Madame Bianchi mit einem Ausdruck von Stolz und Freude. Du räumst ein, daß wir den Tod Peppo Labeccios rächen konnten und daß wir es nur aus Mitleid für Dich unterlassen haben."

„Ich erkläre das und räume das ein," murmelte der alte Corse nicht ohne Anstrengung.

„Wohlan," fiel Paul Duvert ein, „ich erkläre dagegen meinerseits, daß Ihr, Papa Marliani, vor der Gefahr nicht zurückschrecktet, und daß es eine Schande gewesen wäre, einen tapferen Mann, wie Ihr seyd, zu tödten, bloß weil er einen Fehlschuß gethan."

So sprechend drückte er seinem gewesenen Gegner die Hand, welches dieser kräftig erwiederte.

„Der Streit zwischen den Labreccios und den Jacobis," nahm darauf Madame Bianchi in einem würdevollen Tone das Wort, „ist also zum Vortheil der Ersteren entschieden worden; seyd Ihr Alle dessen eingedenk! Jetzt, Marliani, zürne ich nicht mehr auf Euch; ich hoffe, daß Ihr, wenn Ihr über Casabella kommt, bei uns einkehren und ein Glas Genevre verlangen werdet."

„Genevre!" wiederholte der Corporal, „das erinnert mich jetzt, da es Niemand zu arretiren giebt, daran, daß unser Krug noch nicht geleert ist." —

„So leert ihn auf meine Gesundheit," sprach Madame Bianchi.

Marliani zog sich nach einer ehrerbietigen Verbeugung zurück; die Gensd'armen begaben sich wieder in die Küche.

„Nun, meine Tante, sind Sie jetzt zufrieden,“ fragte alsdann Paul Duvert.

„Herr Paul Duvert,“ antwortete die alte Corsin mit dem Ausdruck der Dankbarkeit, Sie haben uns einen unermeßlichen Dienst geleistet; Sie sollen den Lohn empfangen, nach dem Sie verlangten. — In einigen Tagen werden Sie nach Frankreich abreisen und nach drei Monaten kehren Sie nach Ajaccio zurück. Dort werden Sie mich mit meiner Nichte finden.“ —

„Wie, Madame, Sie wissen meinen Namen und willigen dennoch ein —“

„So lange Sie noch hier weilen, werden Sie fortfahren, den Namen Labeccio zu führen, damit man hier nicht entdecke, daß Sie in unserer Familie ein Fremder sind. — Meine Nichte erhält zur Mitgift alles, was ich besitze — ich werde Sie nur um die Erlaubniß bitten, Ihr Vermögen mit jenem elenden Cesario verwalten zu dürfen. Dieser Mensch ist für mich einer jener mürrischen Hunde, die der Besitzer dennoch nicht entbehren kann. — Er war es, der Sie heute den Behörden verrathen hat, aber ich bitte Sie, ihm zu verzeihen.“ —

„Dieser Mensch kann uns nicht mehr schaden, Madame ich verspreche Ihnen, ihn in Frieden zu lassen.“

„Und ich, meine Tante, und ich?“ fragte Charles traurig.

„Sie, mein Herr, Ihr Freund wird Ihnen den Wechsel von achtzig tausend Franks behändigen — Sie haben Ihren Vater gerettet, nicht wahr, das war das Einzige, weshalb Sie hieher kamen?“

„Und Ihre Liebe, meine Tante?“

„Niemals!“ antwortete die kleine Corsin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Joh. Bernh. Appel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotz, Georg

Neue Novellen und Erzählungen

Bd.: 3

Hamburg 1843

P.o.germ. 873 i-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114101-0